

Einiges über Menschlichkeit

An dieser Stelle will ich fünf, sechs Gedanken einschalten und irgendwie aneinander reihen, anlässlich des größten Schlag- und Tugendwortes, das die Demokratie im Munde führt, der Parole „Menschlichkeit“.

Vor allem schien mir niemals eine Meinungsverschiedenheit darüber möglich, daß „Menschlichkeit“, eine menschliche Denk- und Betrachtungsweise selbstverständlich den Gegensatz aller Politik bedeutet. Menschlich denken und betrachten heißt unpolitisch denken und betrachten, ein Satz, mit dem man freilich sofort in schärfsten Widerspruch zur Demokratie gerät. Diese nämlich dringt im Namen der entschlossenen Menschenliebe darauf, daß alles Menschliche politisch betrachtet werde, — was sie aber nicht hindert, in gewissen, in ganz bestimmten Fällen, wo es ihr nützlich und rätlich scheint, das Politische menschlich zu betrachten. In diesen Fällen erscheint der Gegensatz von Politik und Menschlichkeit als derjenige von Mythos und Aufklärung. Ich meine es so:

Die populäre Phantasie Deutschlands schuf sich von der Person des Mannes, der bei Kriegsausbruch die auswärtigen Geschäfte Großbritanniens leitete, ein sehr abstoßendes Bild. Es war das ein Bild, viel zu verteuelt und folportagehaft bössartig, als daß es aus einem Verbrecheralbum hätte geschnitten sein können: der hohläugige Dämon der Lüge, der

Ränke und Untat trägt solche Züge, es war eine wahrhaft apokalyptische Geier- und Galgenvogel-Physiognomie. Das ärgerte die Informierten, die Besserwisser, und sie verbreiteten bald, daß so ein Phantom, wie es dem Durchschnittsdeutschen bei Nennung des Namens Sir Edward Grey vorschwebte, nicht existiere. Es handle sich vielmehr um einen feinsinnigen, gemütvollen, zur Einsamkeit und zum Idyll geneigten, zwar stoßenglischen und kontinentaler Sprachen nicht kundigen, in seiner Art aber hochkultivierten und überaus human gesinnten Gentleman. Sie sprachen die Wahrheit, und man muß die Wahrheit sagen, auch wenn sie verwirrend, ernüchternd, lähmend und auf die Leidenschaften entmutigend wirken sollte, ja gerade dann. Es fragt sich freilich, ob das Besserwissen der Informierten wirklich ein besseres Wissen oder nur ein richtigeres Wissen war. Ich will nicht geradezu behaupten, die populäre Phantasie Deutschlands habe auf ihr Grey-Bildnis ein gutes Anrecht gehabt; aber so viel ist sicher, daß sie bürgerliche Porträt-Ähnlichkeit garnicht dafür in Anspruch genommen hatte. Dies Bild war politischer Mythos gewesen, dasjenige der Informierten war menschliche Aufklärung.

Der Fürst Richnowsky ist unter die Aufklärer zu zählen. In seiner Denkschrift erzählt er: Als Sir Edward eines Tages in seiner Familie zu Tische gewesen, habe er, nachdem er eine Weile dem Geplauder der Kinder zugehört, die Äußerung gethan: „I can't help thinking, how clever these children are to talk German so well!“ Und dann habe er recht herzlich über seinen kleinen Scherz gelacht. Mit dieser Anekdote nun möchte der Fürst den deutschen Glauben an die „Schuld“ Englands widerlegen, und das ist schwach, — aufklärerisch und schwach. Denn nichtwahr: Um die „Schuld“ Englands am Kriege möge es, wie immer, stehen, — die menschliche Freundlichkeit derer, die es im Juli 1914 zu regieren glaubten,

ist ein sehr schwacher Beweis gegen sie. „Das,“ ruft Lichnowsky aus, „dieser kindlich heitere alte Herr ist der Lügengrey, der infernalische Ränkeschmied, den man sich bei uns zu Hause erträumt!“ Nein doch, er ist es nicht. Er ist nur eine Unterschiebung, die Unterschiebung des Menschlichen statt des Politischen, wie nur ein Deutscher sie üben kann, um das eigene Volk zu verwirren, zu entmutigen und zu lähmen. Die moralische Identität und wieder Nicht-Identität des freundlichen alten Individuums mit dem Exponenten eines politisch-historischen Machtwesens vom Schlage Englands, das durch ein Individuum handelt, während dieses persönlich zu handeln glaubt, — diese tief verschlungene Doppelpsychologie eines „regierenden“ Staatsmannes zu erfüllen, zu erschauen und darzustellen wäre Sache eines großen Dichters; es kann selbstverständlich nicht Sache sein eines Gesellschafts-Diplomaten, welcher glaubt, daß er den Weltkrieg verhindert hätte, wenn man ihn, der mit den englischen Herren auf so gutem Fuße stand, nur hätte gewähren lassen.

Nicht nur im Persönlichen, sondern auch im Großen, auch was zum Beispiel das große England betrifft, ist der politische Literat, der Aufklärer, darauf bedacht, das Menschliche statt des Politischen vorzuschieben und das zu zerstören, was wir den Mythos nannten, und was nach unserer unpolitischen Meinung in gewissen Augenblicken der Geschichte mit einer entschiedenen Einseitigkeit in Betracht gezogen werden darf und muß. Menschlich genommen, klingt es wie eine wilde Absurdität, wenn man England als eine außereuropäische und geradezu antieuropäische Macht bezeichnet, die des europäischen Gewissens und des europäischen Solidaritätsgefühls vollkommen entbehre. Ich sage, es klingt absurd, denn die Engländer sind ja ein europäisches Kulturvolk trotz einem, es ist unmöglich, sie als solches nicht zu bewundern. Zwar

ist ihre Philosophie wohl nicht sonderlich hoch, und sie waren nicht schöpferisch in der Musik. Aber ihre Malerei, für die ich von jung auf eine Schwäche hatte, besitzt zum mindesten den Vorzug inselhafter Eigenart, der Unabhängigkeit von Paris; der Roman hat gewaltigen europäischen Einfluß gehabt, die Lyrik ist erquisit, und der „Hamlet“, der „Manfred“ kamen von dort. Es kam außerdem von dort eine Menge nützlicher, das Leben verannehmlichender Dinge, wie das Fahrrad, das Wasserklosett, der gestutzte Schnurrbart, der Rasierapparat, das lawn tennis u. s. f. u. s. f. Zum Überfluß aber lebt, wenn ich urteilen darf, auf jenen Inseln noch immer der schönste und stolze jugendliche Menschentyp aller Zonen, Hermesse und blonde Aphroditen und dann jener dunkle, ästhetizistische Jungfrauen-Schlag, den man von Botticelli sowohl wie von den Engelsbildern der britischen Präraffaeliten her kennt. — Nun, und? Das alles hindert nicht, daß der Tag, an dem Feldmarschall Hindenburg die englischen Landungsheere ins Meer würfe, so daß diesem Volke auf immer die Luft verginge, auf dem Kontinent wieder Fuß zu fassen, nicht nur ein deutscher, sondern ein Welt-Festtag erster Ordnung wäre. Denn politisch-historisch genommen, ist jener Tag von der außereuropäischen, ja anti-europäischen Macht die pure, buchstäbliche und unerbittliche Wahrheit. Alle großen Kontinental-Europäer haben sie als Wahrheit erkannt, voran Napoleon Bonaparte, an dessen schließliches Unterliegen im Kampf gegen diese Macht die Engländer sich heute beständig zu ihrer Stärkung erinnern; und zuletzt hat noch der Europäer Nießche die „Verständigung“ mit England, die er in bedeutungsvoll undemokratische Anführungsstriche setzte, als eine unumgänglich bevorstehende Notwendigkeit bezeichnet. Es ist eine tragische Merkwürdigkeit, daß jedes der großen europäischen Völker auf seine Art ein Verhängnis für Gesamt-Europa bildet — (Deutschland

nicht weniger, als andere). England aber tut es auf eine besonders egoistische, unbewußte, kalte, unerschütterliche und kluge Art. Von jeher war es seine Sache, die Völker des Festlandes gegeneinander auszuspielen, aus ihren Zwistigkeiten Nutzen zu ziehen, sie für seine Zwecke bluten zu lassen. Seine Regenten mögen die denkbar freundlichsten Personen sein, — sie sind nur die Exekutiv-Organ eines politisch-historischen Machtwesens, das leben und handeln muß nach dem Gesetz, wonach es angetreten, und dessen Lebensinteresse der Wohlfahrt Europas feindlich entgegensteht. Es ist keine europäische, sondern eine Welt-Macht, namentlich eine asiatische Macht, und darum mußte es zu Anfang dieses Jahrhunderts den russischen Ausdehnungsdrang vom Osten ablenken und nach Westen leiten, — gegen Europa, von dem es doch seelisch sozusagen ein Teil ist. Nicht aus Bosheit tat es das, sondern unter der Fatalität seines politisch-historischen Lebens. Denn in der Politik herrschen mechanische, außermenschliche, außermoralische und also weder gut noch böse zu nennende Gesetze, welche mit humanen Ausdeutungen und Beschönigungen zu umkleiden England freilich von jeher am allerbesten verstanden hat. Aber nicht nur der Engländer, der Mensch überhaupt braucht die Moral, sie ist mit seinem Wesen verwachsen, er will und kann auf eine moralische Betrachtungsweise der Dinge nicht verzichten, und eben aus diesem Grunde entstand in Deutschland das abstoßende Bild des guten alten Grey sowohl wie des großen England selbst.

Es war der Mythos. Der politische Literat, wie gesagt, sorgt für Aufklärung durch Menschlichkeit, — indem er, in gewissen Fällen, das Menschlich-Kulturelle, welches mit dem Politisch-Historischen doch gar nichts zu tun hat und eine ganz andere Seite der Sache ist (so daß auch in einem Kriege wie diesem unsere kosmopolitische Kulturgefinnung und Mensch-

lichkeit durch unsere politische Parteinahme nicht im geringsten beeinträchtigt zu werden braucht) — indem er also das Menschlich-Kulturelle statt des Historisch-Politischen unterschiebt und dieses durch jenes seinem Volke zum Ekel zu machen sucht. Wie er uns den armen französischen Infanteristen mit den gesprungenen Lachstiefelchen zeigte, dessen Blut zu seinem militärischen Mörder sprach: „Den Kerl, der mir meine kleine Freundin abspenstig machen wollte, habe ich viel mehr gehaßt, als dich!“ — so zeigt er uns den jungen Engländer, der in Karlsbad Goethe sah und entgeistert stand, weil er es nicht für möglich gehalten hatte, daß der Verfasser des „Werther“ wirklich im Fleische wandle . . . Edler, prächtiger junger Mann! Ist es erlaubt, gegen dein Land und Volk Krieg zu führen, — angenommen selbst, dieses Land und Volk habe einem den Krieg erklärt und nicht umgekehrt? — Ist es, fragen wir dagegen, erlaubt, ist es nicht vielmehr eine nichtswürdige Finte und Niedertracht, den Sinn des eigenen Volkes, das mit einer politisch-historischen Macht vom Schlage Englands in schicksalsmäßigem Kampf auf Leben und Tod begriffen ist, mit kulturellen Empfindsamkeiten zu verwirren?

Fragen wir nicht. Halten wir uns an die Tatsachen, — sie zeigen uns dieselbe wunderliche Verschränktheit der sittlichen Willensmeinungen, die uns im Lauf unserer Betrachtungen schon mehrmals auffällig wurde. Wann nämlich, in welchen Fällen, oder richtiger: in welchem Falle dringt die Demokratie oder, persönlich gesprochen, der politische Literat, auf eine menschliche Betrachtung des Politischen? Im Falle der äußeren Politik. Denn in der inneren verbietet er eine menschliche Betrachtung des Politischen aus Opportunitätsgründen völlig und besteht vielmehr auf einer politischen Betrachtung alles Menschlichen. Genau umgekehrt verhält es sich bei seinem Gegentyp, dem Nicht-Politiker, den wir noch immer nicht

besser, als mit dem Namen des Ästheteten zu nennen wissen. Dieser hält dafür, daß in der äußeren Politik, wenigstens zu Zeiten, der Mythos ein unverbrüchliches Lebensrecht, — ein Vorrecht vor dem Individuell=Menschlichen besitze, und daß in solchen Zeitläuften die außermenschliche, politisch=historische Seite der Dinge entschieden ins Auge zu fassen sei, während die menschlich=kulturelle zwar nicht aus der Welt geleugnet werden, aber doch für den Augenblick zurücktreten müsse. In der inneren Politik dagegen ist ihm der Mythos, die Politisierung alles Menschlichen, von Grund aus verhaßt, und hier, wahrhaftig, liebt er die menschliche Aufklärung, wie etwa die Kunst oder die Religion sie betreiben.

Ist es menschlich, den Landadel als eine Gattung sektensauerder Rüsseltiere darzustellen? Nein, es ist mythisch, es ist politisch, es ist eine Forderung und ein demagogisches Mittel der „Politik der Menschlichkeit“. Wobei freilich die Frage noch übrig bleibt, ob es in irgendwelchem höheren Sinne denn eigentlich politisch ist, ob denn der demokratisch=sozialistische Haß auf den Großgrundbesitz, auf das Ostelbierum, außer der „Leidenschaft“ auch an gesunder Vernunft noch einiges für sich hat. Oft ist auseinandergelegt worden — am besten von dem klugen und wahrhaft freien alten Karl Zentsch (dessen Tod zu meinem Bedauern soeben gemeldet wird) —, daß nicht jede Gegend Deutschlands sich für die Bodenparzellierung und das Kleinbauerntum eignet; daß der landwirtschaftliche Großbetrieb gerade im Interesse des Fortschritts unentbehrlich ist, weil er es ist, der technisch führt; daß der Großgrundbesitz das notwendige Gegenstück zur Großstadt ist, die ohne ihn nicht versorgt werden könnte, daß „Ostelbien“ nicht dichter bevölkert sein darf, als es ist, wenn es fortfahren soll, viel Korn an das Reich abzugeben u. s. f. Indessen, die Dinge so betrachten, hieße, sie allzu sachlich, hieße, sie ohne

Geist betrachten. Das „feudale Prinzip“, jede Art Konservatismus, der religiöse, monarchische, nationale, sittliche, wirtschaftliche, jede Widersegllichkeit gegen fortschrittliche Entartung und Zersetzung, wurzelt im Grund und Boden, und es ist der natürliche Gegner jenes anderen, des demokratischen Prinzips, des Prinzips der Menschenrechte, welches nirgendwo wurzelt außer in der „Vernunft“. Man sollte freilich denken, daß gerade die Vernunft, sofern sie irgend zur Freiheit und Menschlichkeit willig ist, aus der Heiligkeit und Unentbehrlichkeit von „Grund und Boden“ auf eine gewisse Rechtmäßigkeit der dort beheimateten Prinzipien schließen und einige Skepsis gegen die unbedingte Überlegenheit der gegen teiligen Prinzipien sich daraus gewinnen müßte. Aber, wie gesagt, es handelt sich um Politik, um Entschlossenheit, um den Kampf geistig-materieller Interessen-Komplexe, — einen Kampf übrigens, bei dem längst nicht mehr zweifelhaft sein kann, welcher Teil sich in siegreicher Offensive und welcher sich in der Abwehr befindet. Auch macht die Tatsache, daß die links-liberale, d. h. die demokratische und der sozialdemokratischen am nächsten stehende Presse besser geschrieben ist und von den schönen Künsten meist mehr versteht, als die konservative, mich nicht blind gegen die andere Tatsache, daß solche Verfeinerung diese Presse nicht hindert, ihren Interessenkampf gegen das Agrariertum mit der plumpsten Perfidie, mit nachweislich illoyalen Mitteln zu führen. Nun, das ist Politik, — in welcher gehässige Einseitigkeit, Ungerechtigkeit, Lüge, Fälschung, Verdrehung und Verhehung gang und gäbe sind; weshalb man mir denn auch nicht weismachen wird, daß Menschlichkeit und Politik je in einem attributiven Verhältnis zueinander stehen können. Und wenn es denn wahr ist, daß die anständigste und menschenwürdigste aller Lebensformen, die des Gutsherrn, zugleich die politisch rückständigste und verächtlichste ist, so spricht auch das gegen die

Möglichkeit, Politik und Menschlichkeit je in ein solches Verhältnis zueinander zu bringen.

Menschlich, aufklärend und den Mythos wohlthätig zerstörend erscheint mir jene Szene bei Fontane, wie der alte Herr von Stechlin, der bei der Reichstagswahl vom Sozialdemokraten geschlagen worden, auf der Heimfahrt den Süffel Luren findet, der für Torgelow'n aus Berlin gestimmt hat und nun bei Nachtfrost betrunken quer überm Weg vor den Rädern liegt; wie er mit seiner kopfschüttelnden Junkermelancholie zu ihm spricht, ihn auf den Wagen nimmt und bis Dietrichs-Ofen bringt: „Du steigst ab und setzt Euch vor, daß Ihr nicht fallt, wenn die Pferde anrucken. Und hier habt Ihr was. Aber nich mehr für heut. Für heut habt Ihr genug . . .“ Was macht die Szene so liebenswürdig? Kaum das bißchen Satire, kaum der Kontrast zwischen der Idee des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, dieses Zugeständnisses an das „Naturrecht“, die Volkssouveränität, — und der Menschlichkeit des alten Luren, der es ausgeübt hat und nun betrunken vor den Rädern liegt. Was wirkt, was beglückt, das ist die Außerkraftsetzung, Entwaffnung, Vernichtung der Politik durch Freiheit, Resignation und Güte. „Du weißt ja, ich reiß' keinem den Kopf ab. Is auch alles egal,“ sagt Dubslaw, als er wissen will, wen „der alte Süffel“ gewählt hat. „Is auch alles egal“ — so weit hat Torgelow aus Berlin es noch nicht gebracht. Aber um so zu denken, darf man wohl nicht der Sieger sein.

Kunst, wie Religion, ist menschliche Sphäre; die Politik vergeht vor ihr wie Nebel vor der Sonne. Sie kann sie aufnehmen, kann sie selbst zum Gegenstande haben, kann Staatsaktionen aufführen, doch dann wird die Kunst das Politische vermenslichen, seelisch durchleuchten, und ihre Objektivität wird bis ins Tragische hinein heiter und ungeheuer sein. Übrigens aber ist kein Erlebnis vermögender, das Politische

außer Betracht zu setzen, es gründlicher unerheblich zu machen und in Vergessenheit zu bringen, als das Erlebnis des Ewig-Menschlichen durch die Kunst. In einem Augenblick, wo weltpolitische Ereignisse von freilich furchtbarer Wucht das Individuell-Menschliche überall in schwerste Mitleidenschaft ziehen, es überschwemmen und fortreißen, — gerade in diesem Augenblick ziemt es sich, gegen den Größenwahn der Politik die Wahrheit zu verteidigen, daß das Wesentliche des Lebens, daß das Menschliche vom Politischen nie auch nur berührt werden kann. „Inzwischen,“ sagt Tolstoi in „Krieg und Frieden“, nachdem er von den politischen Kombinationen der Jahre 1808 und 9 gesprochen und die inneren Umgestaltungen erwähnt hat, die damals in allen Teilen der russischen Verwaltung stattfanden, und von denen das Interesse der russischen Gesellschaft besonders in Anspruch genommen worden sei, — „inzwischen ging das Leben — das eigentliche Leben der Menschen mit seinen wesentlichen Interessen: Gesundheit, Krankheit, Arbeit und Ruhe, seinen Interessen des Denkens, des Wissens, der Poesie und Musik, der Liebe und Freundschaft, des Hasses und der Leidenschaften — seinen gewöhnlichen Gang, außerhalb der politischen Sphäre, unabhängig von der Feindschaft oder Freundschaft mit Napoleon Bonaparte und unberührt von allen Reformen.“ — Unberührt von der Politik bleibt auch das, was man Menschenwürde nennt: — es ist eine Albernheit, zu glauben, daß unter einer Republik „menschenwürdiger“ gelebt werde, als unter einer Monarchie. Dennoch ist man Politiker nur um den Preis, daß man dies glaubt.

Der Begriff des Menschlichen, die Vorstellungen von dem, was in sozialer Hinsicht menschenwürdig sei, sind auch innerhalb der zivilisierten Welt sehr schwankend. Der Russe, an willkürliche Verhältnisse gewöhnt, aus einem Lande kom-

mend, wo despotische und demokratische Korruption sich vermischen, klagt in Deutschland über Mangel an persönlicher Freiheit, weil es ihm an einem Schalter nicht gelingt, durch Hinreichung eines Geldscheines früher, als die vor ihm Gekommenen, abgefertigt zu werden. Ordnung, antikorruptionistische Gerechtigkeit verletzen also seine Menschenwürde, seine Art von Freiheit; und das kann man ihm nachfühlen. Gleichheit ist ein fingierter und künstlicher Zustand, den man aufrecht erhält, indem man die wirkliche und natürliche Kräfteverteilung möglichst verleugnet und oberflächlich außer Kraft setzt. Gleichheit und Freiheit — aber das ist wohl allzu oft gesagt worden — schließen einander selbstverständlich aus; und was die Brüderlichkeit betrifft, so ist sie ohne moralischen Wert, wenn sie auf Gleichheit beruht.

Es hieß das russisch-französische Bündnis mit untauglichen Waffen angreifen, wenn man es für unnatürlich und schändlich erklärte, daß eine Demokratie sich mit einem absolutistischen Staat verbinde. Nur der Politiker, nämlich jemand, der die Bedeutung staatlicher Verfassungsformen bis zur Absurdität überschätzt und verkennet, kann Demokratie und Autokratie für menschliche Gegensätze halten, nur er weiß nicht, daß wahre, d. h. menschliche Demokratie eine Sache des Herzens und nicht der Politik, daß sie Brüderlichkeit und nicht Freiheit „und“ Gleichheit ist. Ist nicht der Russe der menschlichste Mensch? Ist seine Literatur nicht die menschlichste von allen, — heilig vor Menschlichkeit? Rußland war in tiefster Seele immer demokratisch, ja christlich-kommunistisch, d. h. brüderlich gesonnen, und Dostojewskij schien zu finden, daß für diesen Demokratismus das patriarchalisch-theokratische Selbstherrschertum eine angemessenere Staatsform darstelle, als die soziale und atheistische Republik.

Eine Mesalliance, scheint mir, ist jenes Bündnis nicht sowohl im französischen als im russischen Sinne, denn die

Demokratie des Herzens ist der Demokratie des Prinzips und der humanitären Rhetorik menschlich tief überlegen, und die machtpolitische Verbindung Rußlands mit Frankreich menschlich rechtfertigen, sie als menschlich wohl fundamentiert erweisen zu wollen, ist durchaus nicht meine Sache, sondern ganz und gar die unseres Zivilisationsliteraten, der zu diesem Behufe mit Worten spielt: mit dem Worte „demokratisch“, zum Beispiel, das er nach Bedürfnis und Gefallen in religiös-menschlicher oder in rational-politischer Bedeutung gebraucht; oder mit dem Worte „psychologisch“, indem er pfiffig darauf hinweist, daß dem russischen und dem französischen Geiste die „demokratische“ Ausdrucksform des psychologischen Romans gemeinsam sei, — als ob die elegante Verständigkeit französischer Gesellschaftskritik mit russischer Natur und Seele irgend etwas zu tun hätte. Es gehört unbedingt zu den gewissenlos rechthaberischsten Behauptungen des Zivilisationsliteraten, daß das Menschentum der russischen Schriftsteller, daß die große russische Literatur in Frankreich am besten verstanden und mitgeföhlt worden sei, — eine Behauptung, dreist, blindlings und verantwortungslos hingestellt, auf daß alles stimme, und damit es recht plausibel und tief gerechtfertigt erscheine, daß Herr Poincaré sich von der zarischen Regierung Elsaß-Lothringen und das Saarbecken garantieren ließ. Ein Däne, Herman Bang, war es, der die russische Literatur zuerst „die heilige“ genannt hat, — was ich nicht wußte, als ich sie im Tonio Kröger ebenfalls so nannte. Den Franzosen soll man mir zeigen, der sich einer solchen Beeinflussung durch Dostojewskij rühmen dürfte, wie Hamsum und Hauptmann; und was der Dichter des „Idioten“ und der „Brüder Karamasow“ für Nietzsche bedeutete, das ermisset kein Landsmann des Herrn Anatole France, — von England freilich nicht erst zu reden. Die russische Dichtung hat in Skandinavien und Deutschland am stärksten gewirkt, und

daß sie es in Frankreich getan hätte, ist nichts als ein politischer Tendenzschwindel.

Es ist für mich keine Frage, daß deutsche und russische Menschlichkeit einander näher sind, als die russische und die französische, und unvergleichlich näher, als die deutsche und die lateinische; daß hier größere Möglichkeiten der Verständigung bestehen, als zwischen dem, was wir Humanität nennen, und der Massenmenschlichkeit der Romanen. Denn es ist klar, daß eine Humanität mit religiösem Vorzeichen, die auf christlicher Weichheit und Demut, auf Leid und Mitleid beruht, einer anderen näher ist, die von je im Zeichen menschlich weltbürgerlicher Bildung stand, als einer dritten, die vielmehr ein politisches Geschrei ist. Man findet in der russischen Literatur viel Spott über die Pedanterie des Deutschen, viel Ranküne gegen den Eindringling, den fremden Lehrer, viel Widerwillen gegen seine Tüchtigkeit, die als menschlich untergeordnet und dabei als Vorwurf empfunden wird. Aber man sehe sich die Franzosen in der russischen Literatur an — ihre Rolle ist womöglich noch unsympathischer, als die der Deutschen in der französischen.

Puschkin sagt:

„Der Franzos ist ein Rind,
Er stürzt geschwind
Einen Thron über Nacht,
Schafft Gesetz und Macht,
Ist schnell — wie der Blitz
Und leer wie der Witz.
Er reizt und macht,
Daß man staunt und lacht.“

Und die großen Erzähler? Ich denke nicht, daß mein Gedächtnis mich täuscht: Bei den russischen Erzählern tritt kein Franzose auf, der nicht ein Windbeutel, sei es ein boshafter oder nur lächerlicher wäre. Tolstoi macht sich überall über sie

lustig, besonders in „Krieg und Frieden“. Der deutsche und der französische Hauslehrer in „Knabenalter“: das sind Typen. Wo hat Turgenjew, der Freund Flauberts, eine französische Figur, die an schöner Einfalt und Größe dem deutschen Musiker Lemm im „Adligen Nest“ gleichkäme? Ich erinnere noch an den Esel, der ausbricht, als der Visionär mit dem Dämon Ellis über Paris schwebt. („Visionen“.) Auch Leo Tolstoi war einmal in Paris, 1857, mit 29 Jahren, bevor er sich in die Schweiz begab. „Die Stadt,“ erklärte er, „hat mich angewidert, daß ich fast den Verstand verloren hätte. Was habe ich nicht alles gesehen . . . Zunächst waren in dem hôtel garni, in dem ich wohnte, sechsunddreißig Haushaltungen und davon neunzehn wilde Ehen! Dann wollte ich mich einmal auf die Probe stellen und ging zu einer Hinrichtung, bei der ein Verbrecher guillotiniert wurde. Danach konnte ich nicht mehr schlafen und wußte nicht wohin . . .“ Ich finde, hier wird eine Antipathie schlecht begründet; aber die Hauptsache scheint mir, daß sie vorhanden ist. Man nehme Tolstois Schilderung des Besuches hinzu, den Déroulède auf Jasnaja Poljana abstattete. Nichts ist lächerlicher, als der Kontrast des rhetorisch geleckten Pariser Politikers mit dem russischen Menschen. Gar die Französin, ich meine die Pariserin oder auch die französisierte Russin, — sie erscheint als geschminkte, unglückbringende Dirne, kaum anders, und Welten liegen zwischen ihr und der reinen, ersten Menschlichkeit des russischen Mädchens. Man denke doch auch an die Wirkung der französischen Sprache in russischen Büchern, — an die Art, in der sie verwandt wird. Niemand spricht sie oder untermischt sein ehrliches Russisch mit ihr, den nicht der Autor verachtete; sie ist das Geplapper eleganter Oberflächlichkeit; sie ist allenfalls die Mundart des maniakalisch-politischen Radikalismus, welcher nie tiefer verhöhnt worden ist, als in den „Dämonen“, dort, wo der Selbstmörder aus Idee,

Kirillow, die falsche Selbstbezeichnung auf französisch, als „citoyen du monde civilisé“ unterschreibt und, „um auszuschimpfen“, hinzusetzt: „Vive la république démocratique, sociale et universelle ou la mort!“

„Ein echter, ein ganzer Russe werden,“ sagt Dostojewskij in einem Aufsatz, „heißt vielleicht nur (d. h. letzten Endes, vergessen Sie das nicht) — ein Bruder aller Menschen werden, ein Allmensch, wenn Sie wollen.“ Ist das Nationale und das Menschliche, ist der menschheitliche Sinn des Nationalen je auf deutschere Art verstanden und ausgesprochen worden, als es hier durch den größten russischen Moralisten geschieht? Der Satz ist die positive Ergänzung zu jenem mystifikatorischen Hohn auf die *république démocratique, sociale et universelle*, und er besagt, daß man, um ein Mensch zu sein oder zu werden, vor allem Nation haben müsse, und daß es ein falscher und alberner Weg sei, als *citoyen du monde civilisé* zu beginnen. . . Dostojewskij sagt ein wenig weiterhin: „Aber die Hauptschule des Christentums, die das Volk durchgemacht hat, das sind die Jahrhunderte der zahllosen Leiden und Heimsuchungen, von denen seine Geschichte berichtet, die Jahrhunderte, in denen es von allen verlassen und niedergetreten war, und dabei für alle und alles arbeitete. . .“ Die Entstehungsgeschichte deutscher und russischer Humanität, — ist nicht auch sie dieselbe, — eine Leidensgeschichte nämlich? Welche Verwandtschaft in dem Verhältnis der beiden nationalen Seelen zu „Europa“, zum „Westen“, zur „Zivilisation“, zur Politik, zur Demokratie! Haben nicht auch wir unsere Slavophilen und unsere Sapadniki? Kein Zufall, daß es ein Russe war, Dostojewskij wiederum, der für den Gegensatz Deutschlands, dieses „großen und besonderen Volkes“, zu Westeuropa schon vor anderthalb Menschenaltern den Ausdruck fand, von dem all unser Nachdenken ausging! „Dostojewskij ist in Rußland vergessen,“ sagte ein Russe mir vor dem Kriege.

Nun, die Revolution beweist es, — diese desperate Raub-
balgerei zwischen demokratisch-bourgeoisem Franzosentum
und anarchischem Tolstoiismus. Aber wir wissen, daß „ver-
gessen“ ein sehr oberflächlicher psychologischer Vorgang ist,
und niemand wird uns weismachen, daß die bevorstehende
Erklärung Rußlands zur *république démocratique et sociale*
mit russischer Nation irgend etwas Ernstliches zu schaffen habe.
— Nein! wenn Seelisches, Geistiges überhaupt als Grund-
lage und Rechtfertigung machtpolitischer Bündnisse dienen
soll und kann, so gehören Rußland und Deutschland zusammen:
ihre Verständigung für jetzt, ihre Verbindung für die Zukunft
ist seit den Anfängen des Krieges der Wunsch und Traum
meines Herzens, und mehr als eine Wünschbarkeit: eine welt-
politisch-geistige Notwendigkeit wird diese Verständigung und
Verbindung sein, falls, was wahrscheinlich ist, der Zusammen-
schluß des Angelsachsentums sich als dauerhaft erweisen sollte.
Wer könnte gleichgültig bleiben gegen eine Bedrohung, die
vor dem Kriege bereits die Form einer unverschämmt ge-
lassenen Feststellung angenommen hatte: „The world is
rapidly becoming english!“

Menschlichkeit... Als Revolutionschrei bedeutete das
den Zusammensturz einer vergreift aristokratischen Gesell-
schaftskultur, die Emanzipation von Vernunft und Natur
aus den Fesseln der von Rousseau geschmähten Zivilisation,
— während doch wiederum Vernunft und Natur im Sinn
der voltairisch-prometheischen Gebärde einen Gegensatz bil-
deten. Es bedeutete unter anderem die kriminalistische Phil-
anthropie Beccarias, die dahin fortwirkte, daß der Begriff
der Schuld vor lauter Humanität fast abhanden kam, ja, daß
man zu Zeiten, unter dem Druck wissenschaftlicher Gut-
achten, den Verbrecher kaum noch anzurühren wagte und in
der Todesstrafe einen Gipfel der Inhumanität erblickte, —

während in den Augen jedes ernstern Menschen der Begriff der Schuld zwar nicht humanitäres, aber hoch-humanes Gepräge trägt und durch irgendwelche deterministische Einsicht keineswegs zunichte wird, sondern im Gegenteil dadurch nur an Schwere und Schauern gewinnt...

In gewisser Hinsicht war ja das neunzehnte Jahrhundert, trotz charakteristischer Gegensätze zum achtzehnten, dieses achtzehnte noch einmal: wie denn die Romantik in Vielem auf Rousseau zurückgeht, und wie etwa Tolstoi, der sozialreligiöse Prophet der Spätzeit, ein echtbürtiger Rousseauit und, als Philanthrop, durchaus achtzehntes Jahrhundert war. Dies zeigt sich am deutlichsten an seiner satirischen Auflehnung gegen die Justiz in dem dichterisch immer noch riesenstarken Altersroman „Auferstehung“, — ich meine natürlich die gewaltige Kapitelreihe, worin der forensische Fall der Prostituierten Maslowa, ein recht tendenziös konstruierter Fall, im Zeichen des christlichen „Richtet nicht!“ gestaltet ist. Richtet nicht? Nein, Gott bewahre uns! Welcher Mensch, Jurist oder Laie, wollte sich lächerlich machen und den Fluch der Satire unfehlbar auf sich ziehen, indem er sich die Fähigkeit anmaßte, einen Mitmenschen zu richten? Aber Recht sprechen — wenn anders es ein gesellschaftliches Kulturleben, irgend etwas wie Staat also, geben soll, — Recht sprechen müssen wir ja wohl, diese soziale Last will am Ende getragen sein. Ich besuche sehr gern Gerichtssäle und bin Schriftsteller genug, für die menschliche Kritizierbarkeit aller Justiz ein Auge zu haben. Ich bekenne aber, daß ich mich gerade angesichts der ernstesten Fälle, der Behandlung von Kapitalverbrechen vorm Schwurgericht also, kaum jemals zur Justizsatire aufgelegt gefühlt habe, — es sei denn, das Schwurgericht als solches hätte Anlaß zu dieser Stimmung gegeben. Im Gegenteil: die wissenschaftliche Akribie und ärztlich pflegsame Gewissenhaftigkeit, mit der da der menschlich

abstoßende Fall irgend einer unmöglichen Willensindividuation traktiert wurde, hat mir jedesmal Achtung, ja Bewunderung eingeflößt und Genugtuung darüber, mit welchem Maß von Scharfsinn und Anständigkeitsbedürfnis der Mensch als gesellschaftliches Wesen auch dieses Gebiet kultiviert hat.

Aber von Staat und Kultur zu schweigen, so meine ich durchaus nicht, daß jenes „Richtet nicht!“ — ein Verbot, das nichts als die Feststellung eines letzten und höheren Unvermögens ist — dahin zu verstehen sei, daß man Verbrecher freisprechen müsse, meine vielmehr, daß es weicherlicher Egoismus und in keinem ernstern Sinne human wäre, aus Mitleid oder aus der Erwägung „Ich bin auch nicht besser“ einem Schuldigen den Schuldspruch, und bedeute dieser auch Tod, zu versagen. Will man des Unterschieds innwerden zwischen dem Geist des achtzehnten und dem des neunzehnten Jahrhunderts, zwischen einem Philanthropen und einem Moralisten, so lese man, nach einigen Seiten Tolstoi, Dostojewskijs Aufsatz „Das Milieu“, welcher ein Teil ist der Abhandlung über den russischen Nihilismus. „Indem das Christentum,“ sagt Dostojewskij, „den Menschen verantwortlich macht, erkennt es seine Freiheit an. Wenn man den Menschen von jedem Fehler der gesellschaftlichen Einrichtung für abhängig erklärt, wie es die Lehre vom Milieu tut, so führt man den Menschen zur vollständigen Unpersönlichkeit und entbindet ihn von jeder persönlichen-sittlichen Pflicht, von jeder Selbständigkeit, und bringt ihn somit in die größte Knechtschaft, die man sich nur denken kann.“ Auch das ist Humanität, aber sie ist nicht humanitär. Sie läßt übrigens das Pathos des „Ich bin auch nicht besser“ nicht zu kurz kommen. „Wir müssen den Gerichtssaal mit dem Gedanken betreten,“ heißt es an anderer Stelle, „daß auch uns Schuld trifft, und eben dieser Schmerz des Mitleids, den jetzt alle so fürchten und mit dem wir den Saal nach einer Verurteilung verlassen, wird

unsere Strafe sein. Wenn dieser Schmerz echt und tief ist, so wird er uns besser machen, und nur, wenn wir selbst besser werden, machen wir das Milieu besser. Das ist es ja, daß man überhaupt nur auf diese Weise das Milieu verbessern kann.“ Das ist es ja. Denn das ist der Unterschied zwischen Politik und persönlicher Ethik. Bekanntlich erklärte der liberale Professor Gradowski, daß man in Dostojewskijs Lebenswerk jede Andeutung sozialer Ideale vermisste . . .

Um aber zu sagen, was zu sagen ist: Der Politiker, der philanthropische Revolutionär und Zivilisationsliterat, der ein Demagog großen Stils, nämlich ein Menschheitschmeichler ist und, wenn er von Menschlichkeit spricht, ausschließlich des Menschen Hoheit und Würde im Sinne hat, während sein Widerspiel, der von ihm so genannte Ästhet, beim Worte „Menschlichkeit“ mehr des Menschen Schwäche, Ratlosigkeit und Erbärmlichkeit zu meinen geneigt ist, — der philanthropische Politiker also, angeblich so sehr um Menschenwürde besorgt, gerade er ist es, (und nicht etwa irgend ein „Ästhet“), der mit Hilfe des Ehrenbegriffes „Menschlichkeit“ das Leben um allen Ernst, alle Würde, alle Schwere und Verantwortlichkeit zu bringen sucht, wie schon sein Verhältnis zur Justiz, zur Schuldfrage, zur Todesstrafe zeigt. Es handelt sich da im ganzen um eine moralische Verkitschung der Welt und des Lebens, der Geschmack abzugewinnen nicht jedermanns Sache ist und vor allem, finde ich, nicht Sache des Künstlers sein sollte: welcher nämlich das stärkste Interesse daran hat, daß dem Leben die schweren, todernsten Akzente nicht völlig abhanden kommen, und mit einer moralisch verschnittenen Welt nichts anzufangen wüßte. Was als selbstverständlich in die Zivilisation eingegangen ist, wie der philanthropische Menschlichkeitsbegriff des achtzehnten Jahrhunderts, sollte nicht länger als Kampfgeschrei herhalten müssen gegen alles, was ernst, streng und lebensvoll über das Selbstverständliche

hinausgeht, — wie es eben mit dem Begriffe und Wortschall „Menschlichkeit“ jezt sich zutrug und zuträgt, diesem mit allen Den französischen Schönrednerei und angelsächsischen Cants gesalbten Lieblingswort der rhetorischen Demokratie, womit sie ein in ernstestem, schwerstem historischen Kampfe liegendes Volk tyrannisieren, entehren, besudeln zu können glaubt. Was war es anderes als süßlicher Unernst und erbärmlicher Mangel an tragischem Sinn, wenn die Ententewelt die standrechtliche Erschießung einer englischen Frau beplärrte, die in Belgien ihr Pflegerinnenkleid mißbrauchte, um belgischen Soldaten über die Grenze zu helfen? Sie zu heroisieren war erlaubt; aber nur unter der Annahme, daß die Cavell kein leichtfertiges Gänschen war, sondern wußte, was sie tat, die möglichen Folgen ihrer nicht einmal rein patriotischen (denn sie war keine Belgierin), sondern politischen Handlung kannte und bereit war, sie gegebenen Falles zu tragen. Man entehrte sie nicht, man ehrte sie, indem man sie vor die Flinten stellte, und — „Menschlichkeit ist selbstverständlich“ dachte wohl der Offizier, der die Exekutionsabteilung kommandierte und die Vorschriften durchbrach, indem er die ohnmächtig Gewordene mit einem Revolverchuß tötete, sodaß sie ihre nicht entehrende, aber ernste und freie Schuld mit einem unmerklichen Tode bezahlte. Eine politische Handlung zu begehen, die vor die Flintenläufe führen kann, sollte nur der sich befugt und berufen glauben, der einigermaßen sicher ist, angesichts der Flintenläufe nicht ohnmächtig zu werden. Turgenjew erzählt mit grotesken Akzenten die militärische Exekution eines als Spion entlarvten, aber sehr unheldischen jüdischen „Faktors“, er schildert seine tragikomische Todesangst, verzieht jedoch über die „Unmenschlichkeit“ des Vorgangs keine Miene, sondern salutiert die Handlung wie ein Mann und ein Künstler. Es ist nicht wahr, ich leugne es, daß ein geistiger oder musischer Mensch verpflichtet wäre,

sich von allem, was über das Alltagsmaß selbstverständlicher Menschlichkeit ernsthaft hinausgeht, humanitär verhüllten Hauptes wegzufehren.

Hier wäre denn nun wohl der Ort, über Krieg und Menschlichkeit einiges Weitere zu sagen und zu bekennen. Ich werde aber gut tun, für den Fall, daß dabei etwas wie ein sachliches Bekenntnis gegen die Menschlichkeit zutage kommen sollte, ein persönliches Bekenntnis zur Menschlichkeit vorauszuschicken. Das ist ratsam; denn ich weiß wohl, was ich wage, welchen Mißverständnissen ich mich aussetze, indem ich die Sache der Antihumanität zu führen scheine. Aber auch sehr leicht wird es mir fallen, denn wahrhaftig, wie sollte wohl ich in einem anderen Sinn, als allenfalls dem des Protestes gegen eine widrige Verflachung und Entmännlichung des Menschlichkeitsbegriffs, antihuman gesinnt sein! Ich bin kein Monokel-Junker, wie er in der Phantasie der Entente-Völker lebt, kein Gewaltmensch und Schlagetot; ich sehe nicht aus wie Zolas Bismarck, das heißt wie ein vor Brutalität laut lachender weißer Riese. Ich fühle mich als Angehöriger eines Volkes, dessen nationale Einigung durch eine Epoche großer Literatur, höchster humaner Bildung vorbereitet und ermöglicht wurde, ich bin der bewußte Abkömmling eines Bürgertums, das seine Überlieferungen aus eben dieser Epoche empfangt, ja, wie das keines anderen Landes das Produkt humaner Bildung ist. Ohne Überhebung darf ich sagen, daß Menschlichkeit mir selbstverständlich ist, — und zwar nicht nur im Geistigen, sondern sogleich im Individuell-Alltäglichen. Gesittung ist die Sphäre, in der ich atme; ich liebe, ja ich achte im Grunde nur, was gütig ist, das Rohe befremdet mich, den persönlichen Haß fürchte ich und leide unter dem, den ich zufüge, nicht weniger, als unter dem, den ich trage, obgleich ich wohl weiß, daß, um das Menschliche

zu leben, man auch den Haß tätig und leidend erfahren muß. Neigt man, bei aller Lust an künstlerischer Hingabe, in direkter Rede zur Schamhaftigkeit, so schätzt man das Zitat als beruhigendes Medium. Es gibt eine Briefstelle von Adalbert Stifter, die lautet: „Mein Lebenselement ist Zutrauen und Freundlichkeit, wo das fehlt, bin ich gelähmt.“ Es geht mir wie ihm. Und keineswegs Vernunftdemokrat, keineswegs ein Anhänger des Satzes von der „Gleichheit der Menschen“, sehe ich im Demokratismus des Herzens eine Charaktereigenschaft, deren Fehlen mich in Erstaunen setzt. Gleichheit ist weder eine Tatsache noch eine Wünschbarkeit, aber sie sei eine menschliche Gebärde; sie sei jene Höflichkeit des Herzens, welche der Liebe nicht nur verwandt ist. Demokratie als stehende Einrichtung würde jedes individuellen Verdienstes ermangeln, und soziale Versöhnung ist nicht eine Frucht der Politik, sondern der Sympathie und der Besserung des Einzelnen. Was mich betrifft, so empfinde ich die Forderung „im letzten Bettler den Menschen zu achten“ als unter aller Selbstverständlichkeit, als überheblich, obsolet-humanitär, schönrednerisch und albern. Ich kenne nicht den Aristokratismus des Menschentums, ich „achte“ auch meinen Hund, und wenn der Gute mich grüßt, indem er mir die Vorderpfoten auf die Brust setzt und den getigerten Kopf dazulegt, während ich ihm das magere Schulterblatt klopfte, fühle ich mich ihm näher, als manchem Mitgliede des „Menschengeschlechtes“. Nicht aus der Vernunftermägung, daß er ein Mensch ist („da ist er was Rechtes,“ könnte irgend ein Swift bemerken) „achte“ ich den Bettler; diesem Argument aus der „Zauberflöte“ bin ich nicht sonderlich zugänglich; sondern aus einer unmittelbareren und wärmeren Empfindung, die ich nicht nenne. Übrigens und überhaupt weiß ich mich außerstande, mein Verhalten gegen Menschen nach ihrer Klassenzugehörigkeit, ihrem sozialen Range auch nur abzustufen, und er-

innere mich manch einer Situation, wie ich soziale Klassen-
genossen in Verlegenheit brachte, indem ich sie durch mein
Gehaben gegen Untergeordnete nötigte, entweder dünnkel-
haft-undemokratisch zu erscheinen oder ihre Reserveleutnants-
reserve mühsam zu überwinden. Diese meine Natur aber
hinderte mich nicht an der Einsicht, sie hat sie mir vielmehr
wohl gar verschafft, daß der Mehrzahl der Menschen wenig
damit gedient ist, daß es ihnen wenig gemäß und bequem,
vielmehr, wenn nicht beschämend, so doch entschieden lästig
ist, wenn man sie allzu sehr „achtet“. In der Erzählung
„Königliche Hoheit“ wird einmal bemerkt, Klaus Heinrich
habe im Verkehr mit Menschen jedermann derart für voll,
derart ernst, wichtig, gut genommen, daß das arme, über-
schätzte, überanstrengte Menschenkind nur so geschwigt habe.
Es ist dies, was ich hier meine.

Zuletzt aber bin ich Künstler, ein Arbeiter im feinsten
Material, und wenn Verfeinerung gewiß nicht Güte zu
bedeuten braucht, so bleibt es doch wahr, daß artes molliunt
mores, — ein Satz, der, wie ich glauben möchte, auch rück-
wirkende, auch auf den artifex bezügliche Geltung hat, so
daß es schwer sein dürfte, ein Künstler und zugleich ein Rohling
zu sein. Unmöglich aber, etwas wie ein Dichter, ein Menschen-
bildner und dabei gleichgültig gegen den Menschen zu sein,
geseht selbst, daß Menschenhaß, Menschenverachtung das
bildende Prinzip ausmache. „Die Menschheit“ — ich gebe
zu, daß mein Verhältnis zu dieser Abgezogenheit zweifelhaft
ist; der Mensch aber hat von jeher mein ganzes Interesse in
Anspruch genommen, der Mensch und wohl noch das Tier, aber
nicht etwa die Kunst oder die Landschaft, — zum Beispiel auf
Reisen. Meine Bücher haben fast keine Landschaft, fast keine
Szenerie bis auf die Zimmer. Aber Menschen leben eine
Menge darin, und man sagt, daß sie „liebervoll“ beobachtet
und dargestellt seien. War das „Menschenliebe“? Ich weiß

es nicht. Vielleicht handelt es sich um Egoismus? Vielleicht interessiert mich der Mensch nur deshalb so sehr, weil ich selbst einer bin? Ein letzter Satz der Künstlernovelle, die ich als Jüngling schrieb, (und die man heute noch schön findet,) lautet freilich: „Denn wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen . . .“ War das „Menschenliebe“? Zum mindesten erschien sie nicht als doktrinaire Prahlerei, als gewohnheitsmäßige Zivilisationsrenommage, — Formen, in denen sie, meine ich, um des guten Geschmacks willen, niemals, am wenigsten unter Künstlern erscheinen sollte.

Ich habe mir eine Anekdote gemerkt, die zu Anfang des Krieges durch unsere Zeitungen ging. Sie war dem „Figaro“ entnommen, und nach ihr hatte ein französischer Bauer über die auf seinem Felde arbeitenden deutschen Gefangenen geäußert: „Das Ungeziefer! Man möchte sie erschlagen, und doch kann man nicht, da sie schließlich doch auch Menschen sind.“ Der Mitarbeiter des „Figaro“ aber hatte hinzugefügt: „Vierzehn Jahrhunderte lateinischer Kultur enthüllten sich in diesen Worten.“ Es gibt kein besseres Beispiel für das, was ich meine und nicht „meine“. Wir befinden uns da in einer Sphäre, in der Menschlichkeit in der Tat nicht selbstverständlich ist, der Sphäre des Renommierdemokraten, dem sie als intellektuelles und moralisches Verdienst, als ein Anlaß zu larmoyanter Selbstgefälligkeit erscheint. Ein sozialethischer Romandichter, Menschlichkeitsanhänger und Vorkämpfer der Demokratie, entdeckte in seinem jüngsten Werk, daß „auch die Reichen weinen“. Ah! Ah! machte er, sie sind Menschen, trotzdem, diese Reichen, sie auch, ich weiß es. Sie leiden bisweilen, und dann weinen sie. — Hätte man diesen Grad von Menschlichkeit, ein so umfassendes Erbarmen für möglich

gehalten? „Auch die Reichen weinen!“ Das nenne ich Dichtertum! — Um aber auf den Figaro und seinen aufgeklärten Landmann zurückzukommen, so hat man wirklich den Eindruck, daß bössartige Wildheit und törichte Roheit hier durch die als überaus hoch, edel und philosophisch-freigeistig empfundene Idee der Menschlichkeit gerade eben im Zaum gehalten werden.

Man muß dem Aristokratismus der alten Herrenvölker vieles zugute halten: eine gewisse noble Beschränktheit und törichte Unmenschlichkeit entspringt, obgleich sie die politische Menschlichkeit verfechten, ohne weiteres daraus, und für den Engländer beginnt der Begriff des „niggers“ sehr früh, noch früher für den Franzosen der Begriff des „Barbaren“. Man muß insbesondere dem unseligen Frankreich dieses Krieges vieles zugute halten, seinem Leiden, seiner „Unschuld“, seiner halb bewußten Hoffnungslosigkeit, seinem natürlichen Charakter, der ganz andere, viel bössere, steilere und giftigere Möglichkeiten des nationalen Hasses umschließt, als der deutsche; auch seiner Kindlichkeit, die eigentlich in unschuldig-dünkelhaften Vorstellungen von der kindlichen Barbarei der Anderen, zumal der Deutschen besteht und sich vollkommen in dem verständigen Eifer zeigte, mit dem, während des deutschen Vormarsches gegen Paris, die Dörfler Nordfrankreichs ihre pendules als Opfer und Abfindung vor ihre Haustüren stellten, in dem Glauben offenbar, die germanische Invasion gelte, wie frühere, hauptsächlich der Gewinnung dieser die Rothärte entzündenden Mechanismen. Man muß, sage ich, dem Frankreich dieser Jahre vieles nachsehen, — was nicht an der Einsicht zu hindern braucht, daß dort, wo Menschlichkeit einen Lieblingsgegenstand rhetorischer Stilübungen bildet, die Gefahr der Abirrung von ihr offenbar am größten ist. Wer Maupassants Kriegsnovellen gelesen hat, versteht, warum seinen Landsleuten die Führung in dem sogenannten Greuel-

feldzug gegen Deutschland zusiel. Ubrigens ist der Geschmack an schlimmen Vergnügungen der Einbildungskraft den westlichsten Völkern, den Trägern der „Zivilisation“ par excellence, gemeinsam: es gibt in England, Frankreich, Amerika eine Artistik der Grausamkeit, einen kalten, nervösen und intellektuellen Kultus des Scheußlichen, der in Deutschland erst in der jüngsten Zeit und in Rußland wohl überhaupt noch nicht Vertreter gefunden hat. Denkt man an die dramatische Schreckenskammer des Grand guignol oder an die blutrünstigen Produkte einer gewissen Romanschriftstellerei, mit denen die gelesenen Pariser Tagesblätter ihre Feuilletonspalten füllen, so scheint es freilich, daß den Franzosen, einfach auf Grund einer allgemein lebhafteren Begabung, auch in diesem Punkte der Preis gebührt. Das ist aber ein Vorzug, der, zusammen mit Haß, Leid, „Unschuld“, Verzweiflung und kindlichem Dünkel, es erklären hilft, daß Frankreichs Menschlichkeit in diesem Kriege so jammervoll Schiffbruch gelitten hat.

Denn es blieb ja durchaus nicht bei Ausschweifungen der Phantasie. Die Regierung des Herrn von Bethmann-Hollweg hat, ihrem im Grunde unkriegerischen System getreu, von dem Material, das zur Kennzeichnung des feindlichen, insbesondere des französischen Kriegsgebarens zur Verfügung steht, einen äußerst zurückhaltenden Gebrauch gemacht. Immerhin weiß man genug, und ich werde mich bei dem, was man weiß, nicht aufhalten. Das Wort Folter ist ja eigentlich und im engsten Sinne zu verstehen, wenn man es anwendet auf die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in Kamerun und Togo durch die Franzosen. Die Daumschraube, bekannt aus den mittelalterlichen Abteilungen kulturhistorischer Museen, spielte eine Rolle dabei, von der man nicht geglaubt hätte, daß sie diesem ingeniosen Instrument noch einmal zufallen werde. Der Name des Adjutanten Venère,

der die Marterung der Gefangenen mit Dohsenziemer und Peitsche persönlich übernahm, verdient eingeprägt zu werden. Den Laten entsprachen die Worte. Es war ein französischer General — er zeichnet sich obendrein Lévy —, der erklärte, er würde, wenn er einen boche berührt habe, es als Reinigung empfinden, seine Hände in einen Topf mit Rot zu stecken. Welche wilde Rhetorik! Welche — man muß es sagen — gesittungswidrige Übertreibung nationaler Antipathie! Ich weiß davon nur aus der Zeitung. Persönlich aber erzählte mir ein deutscher Offizier, der, als Parlamentär nach Reims entsandt, dort als Spion gefangen genommen, verrückterweise zum Tode verurteilt und nur durch englische Intervention gerettet worden war: wie er nach gefallenem Spruche abgeführt worden sei, habe der Gerichtsherr ihm nachgerufen: „Beaucoup de plaisir!“ — Nochmals, welche befremdende Wildheit! Ist es denn wirklich Pharisäertum, wenn man den Versuch macht, sich dergleichen in Deutschland vorzustellen — und wenn einem der Versuch nicht gelingen will? Und was soll man denken von den Beziehungen zwischen politischer Freiheit, Volkssouveränität, Demokratie — und Menschlichkeit, und menschlicher Bildung und Herzensanstand, wenn man hört, wie das Volk, das „von Natur gute und gerechte Volk“, oder sagen wir vorsichtigerweise: die Menge, der unterschiedliche Ortspöbel sich in Frankreich gegen deutsche Zivil- und Kriegsgefangene betrug und betrügt? Man ehrt seine Ansprüche, man meldet dem Souverän im Mutterlande sowohl wie in Nordafrika die Ankunft der Transporte beizeiten, und wahrhaftig, er ist zur Stelle, um sich wie ein Schwein zu betragen. — Die Erschütterung durch den Krieg hat überall schweren geistigen Schaden angerichtet, niemand leugnet das; aber wer wollte leugnen, daß der französische Geist die geringste Widerstandsfähigkeit, die kläglichste Verstorung und Zerrüttung an den Tag gelegt

hat? Im Pariser „Temps“ ward kürzlich ohne Einschränkung ein Buch gelobt, dessen Verfasser, ein angesehener Gelehrter, Bérillon, Professor der Psychiatrie, den Nachweis erbringt, daß die Deutschen überhaupt keine Menschen sind, vielmehr irgend einer untergeordneten Spezies angehören, was aus der Form ihrer Sinnesorgane, ihres Unterleibes, ihres Geruchs, sowie aus der Beschaffenheit ihrer animalischen Absonderungen unzweideutig hervorgehe. Nein, es ist nicht Pharisäertum festzustellen, daß solche schauerliche Narretei des Hasses, so tragikomische Vocksprünge patriotischen Kummers in deutscher Sphäre unmöglich wären, — sie sind ja auch bei Slawen, Angelsachsen und Mongolen unmöglich.

Menschlichkeit als politische Philosophie und demokratisches Prinzip steht auf schwachen Füßen. Aber wie kommt es, daß gewisse Versuche zu ihrer Rettung, statt uns zu rühren, noch abstoßender wirken, als der Anblick ihrer Niederlage? Wenn etwa die Engländer mit einem neutralen Staat einen Handelsvertrag schließen, worin diesem Staat jede Wiederausfuhr von Waren nach Deutschland verboten wird mit Ausnahme von Frauen- und Kinderkleidern, so empfinde ich den Zusatz, daß diese Fabrikate weder Wolle noch Baumwolle enthalten dürfen, als eine Magenstärkung, zu der es höchste Zeit war. Der gegenwärtige Krieg ist der radikalste, der je geführt worden; und während Deutschland über diesen seinen Charakter zunächst völlig im Unklaren war, während es mit der Naivität eines Korpsstudenten hineinging und ihn im Geiste einer altmodischen Honorigkeit rein soldatisch führen zu können meinte, verstand England sich auf sein unerhörtes Wesen von Anfang an genau, — kein Wunder, denn England war es ja, das ihm den Stempel aufdrückte. Vom ersten Tage an hat es den Krieg aufs radikalste geführt, indem es seine Seeherrschaft nicht nur zur eigenen Sicherung, sondern dazu benutzte, Deutschland von

aller Zufuhr abzuschneiden, zu dem Versuch also, es im ernstesten und sachlichsten Sinne auszuhungern. Es hat durch das einfache und brutale Mittel der Kabeldurchschneidung jene moralisch erstickende Isolierung Deutschlands bewirkt, an die man sich hierzulande immer wie an einen Albtraum erinnern wird. Es ist über den Begriff des Privateigentums mit unbewegter Stirn hinweggeschritten, worin seine Verbündeten ihm freudig Folge leisteten. Nicht gegen die feindlichen Regierungen und Armeen, gegen die Völker, gegen das deutsche Volk führt es, unbarmherzig, den Krieg, und um die Einsicht eben in den unbarmherzigen, gründlichen, grenzen- und rücksichtslosen Ernst der Auseinandersetzung war es uns überlegen. Aber welche weibische Inkonsequenz, welche ein Heucheltribut an die „Menschlichkeit“ ist es dann, für die Einfuhr von „Frauen- und Kinderkleidern“ nach Deutschland widerlich Sorge zu tragen — und über die Versenkung eines Lustschiffes, das Munition geladen hatte, ein humanitäres Geheul zu erheben!

Es ist wahr, ich hasse solche Beschönigungsversuche, solche lügnerischen Bemühungen, das humanitäre Gesicht zu wahren; aber der Widerwille, den sie mir erregen, kommt nicht demjenigen gleich, der mich quält beim Anblick des Literatengeistes, dem „Menschlichkeit“ heute ein Oppositionsprogramm bedeutet gegen die geschichtlichen Ereignisse, gegen den Krieg. Hier handelt es sich nicht mehr um pfiffig-empfindsame Versuche der Fremden, den Radikalismus ihres Vernichtungskampfes gegen Deutschland zu verhüllen, sondern um Geistiges und Intimeres: wir sind unter uns, wir stehen dem Helden dieser Blätter, dem Zivilisationsliteraten wieder Aug im Aug gegenüber, — dem Geistespolitiker und Verfechter politischer Menschlichkeit intra muros, welcher als solcher den Bürgerkrieg wünscht und betreibt, als antinational-

internationalistischer Pazifist aber den Krieg überhaupt verneint und verfehmt; den gegenwärtigen aber besonders; denn es ist ganz eigentlich der Krieg Deutschlands, Deutschland ist „schuld“ daran, er wird in der Geschichte den Namen des deutschen Krieges führen, weil er, wenn der Geist des Zivilisationsliteraten im Innern nicht siegt, den historischen Aufstieg Deutschlands seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vollenden wird.

Der deutsche Sozialdemokrat Paul Lensch hat kürzlich in einem Aufsatz mit größter Eindringlichkeit von diesem Aufstieg als der Ursache des Weltkrieges, den er eine Weltrevolution nennt, gehandelt. Er hat gezeigt, wie der große Krieg des siebzehnten Jahrhunderts das Ergebnis des deutschen Zusammenbruches war, dem ein allmählicher politischer Niedergang von anderthalb Jahrhunderten vorhergegangen war. Denn der Krieg, sagt er, besitzt „die allgemeine Tendenz, nicht so sehr neue Entwicklungslinien aufzuzeigen als vielmehr den schon vorhandenen zum Durchbruch zu verhelfen und das langsam Begonnene schneller zu beenden“. „Alle Völker Europas beeilten sich, Deutschland in eine Wüste zu verwandeln, und in den Raum, der durch Deutschlands Sturz leer geworden war, drängten gierig die westlichen Völker.“ Die französische wie die englische Weltstellung sei nur bei einem politisch ohnmächtigen und wirtschaftlich schwachen Deutschland aufrecht zu erhalten gewesen, — beide Mächte hätten sich keinem Zweifel darüber hingegeben. Englands Weltherrschaft im besonderen habe Deutschlands Weltdienbarkeit zur Voraussetzung; sobald diese aufhöre, müsse jene zusammenbrechen. „Der heutige Krieg,“ sagt Lensch, „hat nicht wie der Dreißigjährige einen anderthalbhundertjährigen Niedergang, sondern einen ebenso langen Aufstieg zur Ursache. Und auch er wird nur das langsam Begonnene schneller vollenden: den Aufstieg Mitteleuropas. Diesmal eilten nicht

bloß fast alle Völker Europas, sondern fast alle Völker der Erde zusammen, um Deutschland in eine Wüste zu verwandeln. Aber nicht eins von ihnen konnte deutschen Boden betreten.“ „Wir müssen, ob wir wollen oder nicht, das bestehende ‚Gewicht der Mächte‘, das ja nur ein Übergewicht der Westmächte ist, in Scherben schlagen und eine neue, den wirklichen Machtverhältnissen entsprechende Basis schaffen. Eine echt revolutionäre Aufgabe!“ Durch den Krieg selbst habe sich herausgestellt, daß die Stellung, die das Deutsche Reich in der Welt bis zum Kriege einnahm, nicht mehr seiner gewachsenen wirtschaftlichen und militärischen Leistungsfähigkeit entsprochen habe. Auf der anderen Seite sei die Stellung vieler anderer Völker ebenfalls nicht mehr ihrer veränderten, aber nicht gewachsenen, sonder relativ gesunkenen Leistungsfähigkeit gemäß gewesen. Der Krieg „macht dem falschen Schein ein Ende, er verhilft der Gegenwart zu ihrem Recht über die Vergangenheit, er spricht aus, was ist. Das ist die Weltrevolution, es ist der Zusammenbruch des seit dem sechzehnten Jahrhundert allmählich entstandenen Systems politischer Machtverteilung in Europa und der Welt.“

Ist es albern, in diesen rein fatalen, wahrhaftig jenseits von Gut und Böse sich abspielenden Prozeß den Begriff pazifistischer Humanität hineinzutragen, um ihn damit zu verunglimpfen — oder ist es nicht albern? Tatsache ist, daß es geschieht und zwar durch den Zivilisationsliteraten. Überzeugt freilich, wie von meinem Leben, bin ich davon, daß sein humanitärer Protest weniger heftig hervorgebrochen oder überhaupt ausgeblieben wäre, wenn es sich nicht gerade um den „Aufstieg“ Deutschlands, sondern um den irgend eines anderen Volkes handelte. Denn die Tiefe seiner Deutschfeindlichkeit ist unermesslich. Über die Schlacht bei Tannenberg habe ich Leute tief schmerzlich tadelnd den Kopf schütteln sehen, die, wenn nicht 150 000 Russen, sondern ebensoviele Deutsche

dabei umgekommen wären, dieser Entscheidung ihren sittlichen Beifall nicht versagt haben würden. Denn haben wir es nicht an Demokratie fehlen lassen? Da diese Leute selbst, obgleich Literaten und Psychologen, sich nicht klar darüber sind, so können wir anderen uns nicht klar genug darüber sein, daß es weit weniger ihre humanitäre, als ihre deutschfeindliche Gesinnung ist, die ihre Stellungnahme in diesem Kriege, zu diesem Kriege bestimmt. Trotzdem wollen wir uns einer Erörterung des Verhältnisses von Krieg und Humanität nicht ganz entziehen.

Das Humanitäre ist nicht immer und überall dasselbe wie das Humane, — wir stießen früh auf diese Wahrheit, und immer aufs neue bringt sie sich uns in Erinnerung. Ist eine Humanität, eine philosophische Verantwortlichkeit für das Schicksal der Menschheit, oder, um dem Begriff etwas mehr Konkretheit zu geben, der europäischen Menschheit denkbar, die antihumanitär genug wäre, den Krieg grundsätzlich gutzuheißen und für unentbehrlich zu erklären? Nietzsche — und zwar wiederum nicht der späte und steil-groteske, sondern der aufgeklärte Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches“ — liefert den Beweis dieser Möglichkeit. „Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum,“ sagt er, „von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Kriege zu führen.“ Und am Schlusse des Aphorismus, der so beginnt, heißt es mit derselben Bestimmtheit und Gelassenheit: „Man wird immer mehr einsehen, daß eine solche hoch kultivierte und daher notwendig matte Menschheit, wie die jetzige Europas, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege — also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei — bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen.“

Wir haben da das Beispiel einer nicht humanitären Humanität, einer pädagogischen Härte und Denker-Unempfind-

lichkeit, die, wir wollen das zugeben, nicht jedermann zu Gesichte steht. Nein, wir maßen uns nicht den souveränen Standpunkt des Kultur-Philosophen an, wir wännen uns nicht zur Gleichgültigkeit verpflichtet gegen die Leiden des Individuums, — ich wenigstens, für meine Person, ich tue das nicht. Aber erstens kann man dem individuellen Mitleid höchst zugänglich sein und dabei dem höheren Gesichtspunkt des Denkers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, — dem prinzipiellen Pazifismus also die Gefolgschaft verweigern. Und hauptsächlich, wenn es sich denn um grundsätzliche Meinungen und Entscheidungen handeln soll: gibt es Meinungen, die nur der Größe zukommen, so sind es die Meinungen doch nicht, die die Größe machen. Meinungen sind nicht rangverleihend, das ist der Satz, auf den es mir ankommt, — weder die pazifistische, noch die kriegsbejahende Willensmeinung sagt an sich über Wert und Würde ihrer Vertreter das Mindeste aus. Meinungen sind nicht adlig. Der Vornehmste und der Lumpigste können derselben Meinung sein, wie wir es täglich vor Augen haben. Huldigte ein bedeutender Schriftsteller des heutigen Deutschlands dem internationalistisch-demokratischen Pazifismus, so wäre es möglich, daß er diese Lehrmeinung, die er, außer mit ehrbaren Männern, auch mit dem unappetitlichsten Literatenvolk teilen würde, durch den Glanz seines Talentes zu adeln vermöchte; aber Gott weiß, daß nicht sie es wäre, die ihn adelte. Sie täte das wirklich so wenig, wie die gegenteilige Entscheidung und Stellungnahme irgend einen Geist zu entehren oder herabzusetzen vermag, — was zu betonen nicht unnötig ist, da ganz offenbar, unter Literaten wenigstens, die Auffassung herrscht, wer irgend auf sich halte und etwas vorstellen wolle, müsse sich in Verwünschungen gegen den „verbrecherischen Wahnsinn“ dieses Krieges sowie des Krieges überhaupt erschöpfen, und wer das nicht tue, der streiche sich

selbst aus der Gemeinschaft der Geistigen. Es steht damit genau wie mit der deutschfeindlichen Gesinnung, die, wie die Dinge liegen (denn Deutschland ist ja, wenn man so sagen darf, der Titelheld dieses Krieges), mit der pazifistischen fest zusammenhängt. Daß mehrere große Deutsche, daß Hölderlin und Nietzsche sich deutschfeindlich gebärdet haben, sollte nicht glauben machen, man füge der eigenen Größe auch nur einen Zoll hinzu, indem man ihnen heute in diesem Punkte nachahme. Und daß die Herren Koesemeier, Grumbach, Stilgebauer, Fernau, Michels und wie die ehrenfesten Landsleute noch heißen mögen, die in der Schweiz literarische Arbeit gegen Deutschland leisten, in der Hierarchie der Geister eine besonders hohe Stufe einnehmen, eine höhere etwa, als ich, dem ihr Verhalten eingestandenermaßen äußerst ekelhaft ist, — davon wird niemand mich überzeugen.

Menschlichkeit ist selbstverständlich. Wenn ich im Felde wäre, wenn ich die Greuel der Verwüstung mit meinen Augen sähe, sehen müßte das irrsinnige Zerreißen der Menschenkörper, hören die gewürgten Stimmen der Milchbärte, die die Erlaubnis erbettelten, Freiwillige zu werden, und im Trommelfeuer, kindlich versagend, „Mutter! Mutter!“ schreien, — glaubt man, ich bliebe hart, bliebe „patriotisch“, bliebe „stimmungsvoll“ und wäre der Roheit fähig, „meinem Blatt“ einen journalistisch-brauchbaren Bericht zu liefern? Und doch, wenn der Krieg als Wirklichkeit unmittelbar auf meine Nerven wirkte, — würde ich gegen die Zerrüttung, die grenzenloses Erbarmen und eigene Todesangst meinem Herzen zufügen würden, nicht ein wenig mißtrauisch bleiben? Würde ich mich nicht erinnern, daß die zehntausendfache Multiplikation des Todes eine Illusion ist, daß der Tod die individuellen Grenzen in Wirklichkeit nicht verläßt, daß der Einzelne immer nur seinen Tod stirbt, nicht auch den der anderen?

Der Tod wird nicht schrecklicher dadurch, daß er sich für unsere Augen verzehntausendfach. „Menschlichkeit“ hindert nicht, daß wir alle zum bitteren Tode verurteilt sind; und es gibt Bett-Tode, so gräßlich, wie nur irgend ein Feldtod. Auch ist jedes Herz nur eines begrenzten Maßes von Schrecken fähig, — worüber hinaus anderes beginnt: Stumpfheit, Ekstase, oder noch etwas anderes, der Einbildungskraft des Unerfahrenen nicht Zugängliches, nämlich Freiheit, eine religiöse Freiheit und Heiterkeit, eine Gelöstheit vom Leben, ein Jenseits von Furcht und Hoffnung, das unzweifelhaft das Gegenteil seelischer Erniedrigung, das die Überwindung des Todes selbst bedeutet. Ich öffne wieder den Brief eines jungen Reserve-Leutnants von der flandrischen Front, eines Studenten sonst und Poeten, und lese nach, was mich bei erster Einsicht so sehr erschütterte. „Angesichts dieser unermesslichen Übermacht des Todes,“ schreibt er, „bei diesem vollkommenen Hilflossein im Trommelfeuer tage- und nachtelang, meist bei Regen, in offenen Trichtern, in der grauenhaften Ode, dem Höllenlärm der Abwehrzone, wird der Einzelne leicht fröhlich, nicht verzagt; so ganz frei aller Sorgen ist man, so los von der Erde, hoffnungslos, doch unbeschwert! Wer eine Woche hier vorn überstanden hat, übersteht viel leichter Monate — wenn er lebt. Ich lebe! . . . Erst war ich ganz verzagt, bis ich in der zweiten Nacht mich entschloß, die immer zu drei Vierteln unbekannte Linie selbst genau festzustellen. Fünf Stunden bin ich trotz Schlamm und Feuer bei Mondlicht sämtliche Trichterlinien des Bataillons abgegangen, fortwährend von englischen Nachtsfliegern umsummt und aus 20 m Höhe mit Maschinengewehr beschossen. Sie schießen in alle Trichter. Je weiter vor, je weniger Feuer; doch haben es die Leute vorn zwischen stinkenden Leichen, zerschossenen Geschützen aus früheren Kämpfen etc. auch schwer, zu schwer. Dieser Gang durch den Tod war mir

eine ungeheuer selige Qual, eine Befreiung. Ich bin fröhlich wie unsere Leute, die sich mit 39° Fieber und schweren Lungenentzündungen auch noch nicht krank melden. Merkwürdig, gegenüber diesen unermesslichen Zumutungen an Leiden und Strapazen möchte man lachen, so frei von allen Sorgen, aller Verantwortung ist man, so ganz in der Hand Gottes."

Lehrt nicht dieser Brief, daß die Seele des Menschen nicht umzubringen, nicht zu entwürdigen ist, daß ihre wahre Kraft und Hoheit sich erst im Leiden ganz bewährt? Alle Verückung und Erweiterung der Grenzen des Menschlichen flößt dem, der nicht teil daran hat, Grauen ein und läßt ihn von Unmenschlichkeit sprechen. Unzweifelhaft handelt es sich bei jenen Trichterbewohnern, die bei 39° Fieber die humanitäre Möglichkeit, sich krank zu melden, ablehnen und ihren ungeheuerlichen Zustand dem Lazarettleben vorziehen, um einen Rausch, eine über alle Erfahrung des zivilisierten Lebens hinausgehende Steigerung des Lebensgefühls. Aber wer wäre so philiströs, den Rausch untermenschlich zu nennen? Und wer beneidete nicht den Verfasser des angeführten Briefes um sein Erlebnis der Freiheit?

Die erzentrische Humanität des Krieges beleidigt den humanitären Sinn und stößt ihn ab, wie der Anblick eines Berauschten und Verzückten den Nüchtern-Bernünftigen beleidigt und abstößt. Seine furchtbare Männlichkeit schließt übrigens das weiblich-charitative Prinzip nicht aus, und wer, um nicht Pessimist sein zu müssen, das Leiden teleologisch rechtfertigt, dürfte nicht an der Tatsache vorübergehen, daß der Krieg Raum bietet, und zwar weitesten Raum, für die Organisation der Liebe. Die alles hinwerfende Gebärde des *C'est la guerre* ist nicht deutsch. Die Unzulänglichkeit des französischen Sanitätsdienstes, über die in Frankreich selbst die Klagen nicht verstummen wollen, beweist noch einmal, daß Menschlichkeit als Pathetik nicht Menschlichkeit als Lat-

kraft bedeutet. Möge aber ferner der Krieg die physische und seelische Lebensform des Einzelnen sogar tief unter die gewohnte Zivilisationsstufe hinabdrücken, — von seiner verrohenden Wirkung zu sprechen, wäre ganz offenbar dennoch falsch. Es kann, nach der Aussage vertrauenswürdiger Beobachter, von individueller Verrohung durch den Krieg, ins Große gerechnet, durchaus nicht die Rede sein. Nach ihnen liegt die Gefahr vielmehr in einer Verfeinerung des einzelnen Mannes durch ein so langes Kriegsleben, einer Verfeinerung, geeignet, ihn seinem Alltag auf immer zu entfremden. Man braucht die äußere Erweiterung des Horizonts nicht in Anschlag zu bringen, die der Bauer oder Arbeiter erfuhr, indem die Zeit ihn in Gegenden und unter Menschen trug, die als Wirklichkeit zu begreifen er sich nie hätte träumen lassen: In seinem tiefsten Innern als ein anderer wird er nach Hause zurückkehren und es schwer haben, sich in der kleinlichen Enge des Alltags wieder zurechtzufinden. Es ist nicht Dichtereinbildung erforderlich, um ahnungsweise zu ermessen, welche seelisch-geistige, religiöse Erhöhung, Vertiefung, Veredelung die jahrelang-tägliche Nähe des Todes im Menschen hervorbringen — welche nervösen Veränderungen sie zeitigen muß oder doch kann. Das kümmerliche Weib des aus der Welt heimkehrenden Kriegers wird einen anderen Mann wieder empfangen, als den, der auszog; nur auf den ersten Blick wird sie ihn wiedererkennen, wird vielleicht bald Scheu vor ihm empfinden, ihn sonderbar finden — und er wäre ein Sonderling, wenn die Genossen seines Schicksals nicht so zahlreich wären. Wird er noch Geschmack an ihr finden? Wird sie seinen Nerven noch genügen? Er ist durch den Krieg an Freiheit und materielle Sorglosigkeit gewöhnt, — welche den Boden ausmachen, auf dem höhere Menschlichkeit, nervöse Kultur gedeihen. Er hat ein außerordentliches Leben geführt, — das oft grauenhaft war, oft auch

von abstumpfender Schwere, aber auch hochgespannt, exzentrisch, tausendfach erschütternd und bildend, luxuriöse Gefühle, hohe Kameradschaft, innige Frömmigkeit und was wissen wir noch ausbildend. Wie wird ihm das Zuhause gefallen, das eng, niedrig, kleinlich-sorgenvoll geblieben ist, und wo er nun ohne Gefahr und Luxus, mit der Bürgerlichkeit als Ideal, wieder leben soll? Was ich da andeute und manches andere, was zusammen damit angedeutet sein soll, ist gewiß bedenklich genug; aber mit Verrohung hat es durchaus nichts zu tun, sondern würde vielmehr eine Erhöhung, Steigerung, Veredelung des Menschlichen durch den Krieg bedeuten. —

Ich legte die Feder hin, um einen Feldbrief zu öffnen, der, aus einem lothringischen Lazarett datiert, aufs merkwürdigste zur Sache spricht. Ein junger Kriegoﬃzior erzählt darin, oﬀenbar in dankbar gehobener Stimmung, wie der Krieg ihm die Bekanntschaft mit der Schönen Literatur vermittelt habe, um die sich zu kümmern, wie der Absender meint, „das Leben“ ihm früher keine Zeit gelassen habe. Erst jetzt, durch eine „nicht unerhebliche“ Verwundung längere Zeit an Bett und Stube gefesselt, habe er „Gelegenheit“ zur Beschäftigung mit unseren neuen deutschen Dichtern und Schriftstellern bekommen. „Daß ich insofern,“ sagt er, „dem Krieg im allgemeinen und der französischen Artillerie im besonderen Dank schulde, ist eine seltsame Begleiterscheinung der Zeit . . . Die wahre Freude am Lesen habe ich überhaupt erst im Kriege gefunden; und ebenso wie mir ist es bekanntlich einer endlosen Schar von Soldaten ergangen.“ Einer endlosen Schar junger Menschen hat der Krieg das Lesen, d. h. die bewußte Beschäftigung mit der Menschenseele gelehrt. Ist das eine Tatsache, die in das Kapitel über Krieg und Menschlichkeit gehört — oder nicht? Ich will es meinen! Und ist es nicht gerade die Demokratie, die mit dieser Tatsache rechnet: mit der geistigen Erziehung und Steigerung vieler Tausender

durch den Krieg, — indem sie freilich, nach ihrer Art, das Geistige mit dem Politischen identifiziert und verwechselt? „Das Leben,“ erklärt mein Korrespondent, habe ihm zur Beschäftigung mit der Literatur nicht Zeit gelassen; der Krieg erst habe ihm die nötige Muße verschafft. Dann war der Krieg ja humaner und bildungsfreundlicher, als das „Leben“, das Friedens- und Berufsleben nämlich. Und war es nur Muße, was er spendete? Ist es sicher, daß auch irgend eine langweilige Zivilkrankheit den jungen Mann zur Entdeckung der Literatur geführt haben würde? Mußte nicht vielleicht das exzentrische Erlebnis des Krieges der Verwundung und Krankenstube stillen vorhergehen, um seine Seele zu dieser Entdeckung geschickt zu machen?

Den Krieg für eine unsterbliche Einrichtung zu halten, für ein unentbehrliches revolutionäres Mittel, der Wahrheit auf Erden zu ihrem Recht zu verhelfen, ist auch heute noch möglich, obgleich er sich durch den Fortschritt seiner Technik selbst ad absurdum geführt zu haben scheint. Das Urteil „Es kommt nichts mehr dabei heraus“ ist nicht stichhaltig; denn wenn Einer gegen Alle steht, und es kommt nichts dabei heraus, so ist dieses Nichts so positiver Art, daß man wohl sagen kann, es sei etwas dabei herausgekommen. Die Menschheit, Deutschland einbegriffen, ist heute pazifistisch, weil der Krieg sehr lange schon dauert und sehr große Opfer auferlegt. Zu glauben, sie habe in ihrem tiefsten Innern endgültig und unbedingt auf den Krieg Verzicht geleistet, wäre ein Irrtum; zu behaupten, sie sei moralisch über den Krieg hinausgelangt — bloße Schönrednerei. Der Sozialdemokrat Scheidemann redete grob aber ehrlich, als er sagte, die allgemeine Erschöpfung werde der pazifistischen Demokratie gewaltigen Vorschub leisten. Das ist sicher. Aber sehr ehrenvoll für die Demokratie ist es nicht, daß sie nur auf dem

Boden der Erschöpfung zu gedeihen scheint — und auf dem des Mißerfolges. Ein Kind kann beobachten, daß die demokratische Parole „Keine Annexionen, keine Entschädigungen“ regelmäßig bei der Partei hörbar wird, die sich eben im Verlieren sieht, und daß man sich die Demokratie alsbald aus dem Sinne schlägt, wenn eine siegreiche Offensive im Gange ist.

Die schieblich=friedliche Völkergesellschaft ist Chimäre. Der Ewige Friede wäre nur möglich bei völliger Vermengung und Verschmelzung der Rassen und Völker, — womit es, sage man leider oder gottlob dazu, gute Weile hat. Wer aber den Krieg für unsterblich hielte, der beschimpfte damit die Menschheit nicht, — er täte eher das Gegenteil. Es ist nur eine Oberflächenwahrheit, wenn man erklärt, daß die Völker „in Frieden hätten leben wollen“ und daß sie wie Kammern zur Schlachtbank geführt worden seien. Im mythischen Sinne möge man von „Schuld“ sprechen, die tiefere Wahrheit ist, daß Alle den Krieg gewollt und nach ihm verlangt haben, es ohne ihn nicht mehr aushielten. Sonst wäre er nicht gekommen. Und würde es die Menschheit nicht eher ehren als schänden, wenn sie es im bürgerlichen Sicherheits- und Regenschirmstaat auf die Dauer nicht aushielte? Alles in allem ist der Mensch offenbar nicht der edle Fadian und Literaturheilige, als welchen der Zivilisationsliterat ihn entweder jetzt schon sieht oder den er doch baldmöglichst aus ihm machen möchte. Der Mensch empfindet Zivilisation, Fortschritt und Sicherheit nicht als unbedingtes Ideal; es lebt ohne Zweifel unsterblich in ihm ein primitiv=heroisches Element, ein tiefes Verlangen nach dem Furchtbaren, wofür alle gewollten und aufgesuchten Strapazen und Abenteuer Einzelner im Frieden: Hochgebirgstaten, Polarerpeditionen, Raubtierjagden, Fliegerwagnisse nur Auskunftsmitel sind. Auf Menschlichkeit dringt „der Geist“; aber was wäre eine Menschlichkeit, der die männliche Komponente abhanden

gekommen wäre? Auch steht sie bei allen Völkern noch immer in gleichmäßigen Ehren. Denn Zivilisation und Männlichkeit, Zivilisation und Tapferkeit, das ist ja zuletzt kein Gegensatz. Zwar rissen bei Adua die Italiener vor den Mohren aus; die Regel aber ist, daß zivilisierte Heere sich tapferer zeigten, als wilde, und Bismarck bemerkte in einer Rede: „Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Völkern gleich.“ Auf jeden Fall muß, wer das Menschliche ehrt, liebt, bejaht, vor allem wünschen, daß es komplett bleibe; er wird unter seinen Spielarten diejenige des Kriegers nicht missen wollen, nicht wollen, daß die Menschen sich einteilen in Händler und Literaten, — was freilich die Demokratie wäre.

Übrigens aber enthält das Menschliche soviel „Menschenunwürdiges“ und „Inhumanes“, daß der Literaturgeistliche eigentlich auch in Friedenszeiten aus dem Protest und Abscheu nicht herauskommen dürfte. Maupassant, der kein Kostverächter war, nennt den Zeugungsakt einmal „unflätig und lächerlich“ — „ordurier et ridicule“. Man muß eben sehr verliebt sein, um dem zu widersprechen. Ich habe Menschen sterben und Menschen geboren werden sehen und weiß, daß der zweite Vorgang den ersten an mystischer Schrecklichkeit noch weitaus übertreffen kann. Sind die Greuel des Krieges haarsträubend, — nun, mir sträubten sich einmal die Haare, als in sechsunddreißig Stunden ein Mensch geboren wurde. Das war nicht menschlich, es war höllisch, und solange es das gibt, darf es meinetwegen auch Krieg geben. Jedermann fühlt und weiß, daß im Kriege ein mystisches Element enthalten ist: es ist dasselbe, das allen Grundmächten des Lebens, der Zeugung und dem Tode, der Religion und der Liebe eignet. Das Verhältnis aber des philanthropischen Literaten zum Elementaren und zur Leidenschaft ist zwiespältig und un-

folgerichtig. Er feiert die Leidenschaft als Rhythmus und generöse Geste, er nimmt sie für sich in Anspruch; und doch ist sein Ziel im ganzen, wie im Falle der nationalen Leidenschaft und also des Kriegs, die Anämisierung, „Veredelung“, „Reinigung“, Heiligung des Menschengeschlechtes — denn auf Heiligung durch den literarischen Geist läuft sein „Fortschritt des Menschenherzens“ ohne Zweifel hinaus, — wobei er sich zu fragen ganz vergißt, wie denn Leidenschaft und Heiligkeit sich miteinander vertragen sollen. Daß er auch die Religion verpönt, versteht sich von selbst. Und nur eine Erscheinungsform des Elementaren ist es, die er bejaht, und in der er merkwürdigerweise kein Hindernis der literarischen Heiligung erblickt: es ist das Geschlecht. Hier ist seine Ehrerbietung, seine Liberalität und Duldsamkeit durchaus ohne Grenzen, man muß das anerkennen. Geschlechtsliebe und politische Philanthropie, d. h. Demokratie hängen ihm eng zusammen; diese ist ihm nur die Sublimierung der anderen; und in striktem Gegensatz zur christlichen Kirche und zu Schopenhauer, welche im „Weibe“ ein instrumentum diaboli erblickten, adoriert er in ihm die begeisternde Führerin auf dem Weg des politischen Fortschritts, will sagen: der Tugend. Eine wunderliche Konzeption, von der wir Notiz nehmen, ohne sie weiter zu kritisieren.

Wie leicht ist es heute, wie leicht wäre es, dem Literaten zu gefallen! Man äußere nur etwas wie: „Nichts gegen Frankreich! Denn es hat die und die großen Künstler hervorgebracht —“ und man ist in seiner Huld geborgen. Nun, wenn irgend jemand in Deutschland je das künstlerische Genie der französischen Rasse geleugnet hat — ich glaube nicht, daß es geschehen ist —, so war er ein Tropf. Nach dem Beifall, der heute jedem sicher ist, der höchst freigeistig die überkriegerische Wahrheit verfißt, daß Stendhal, Delacroix und

Flaubert große Künstler waren, nach diesem Beifall geize ich nicht; denn daß sie es waren, hindert nicht an der Wahrnehmung, daß Frankreich im historischen Niedergang sich entsetzlich schlecht aufführt, so verelendet durch Haß und weibisch schimpffüchtig, daß kein hysterischer Heroismus mit dem Jammer seiner Haltung versöhnen kann. — Wer nun aber gar noch einigen Hohn zustande brächte über „die große Zeit“, „die sogenannte große Zeit“, der hätte sich ohne weiteres als Mitglied des Bundes der Geistigen ausgewiesen. — Warum eigentlich? Denn bei Lichte besehen ist die Zeit ja wohl am Ende wirklich groß, und der Zivilisationsliterat, gerade er, hätte alle Ursache, sie so zu finden! Freilich, es lebt kein großer Mann; aber euer Demokratismus hat ja mit den großen Männern gebrochen, er fand, sie verhinderten das große Volk. Seid stolz, daß heute die Völker Geschichte machen, ohne einen großen Mann! Oder vielmehr: daß Geschichte heut überhaupt nicht gemacht wird, sondern sich selber macht; daß die Zeit ohne zäsarischen Beistand das Neue gebiert. Ist euch dies Neue nicht recht? Noch weiß niemand genau, worin es besteht, und jeder Wille fühlt sich bekräftigt. Daß aber ihr, gerade ihr, gewaltigen Nutzen davon habt, daß euer Wesen plötzlich im hellsten Lichte steht, euer Einfluß und Ansehen mächtig gewachsen ist; daß der Krieg euere Ehrenstunde heraufgeführt hat und, was ihr geistig verfochtet, die Demokratie nämlich, politisch wirklich zu machen im Begriffe ist: seht ihr denn das nicht? Nochmals, ihr zuerst hättet Grund, die Zeit groß zu nennen, denn sie ist revolutionär, und ihr seid ja Revolutionäre. Wollt ihr nur Epochen glänzender Bildung als groß anerkennen? Aber ich dachte, ihr wäret Politiker und keine — Ästheten? Zeit und Entwicklung gehen freilich auch ihren Gang, während der Zeiger auf dem Zifferblatt der Menschheitsgeschichte steht und nicht rückt. Wenn er aber so sichtbarlich „vornwärts“ fällt, wie eben, ist

es da nicht menschlich, von großer Zeit zu reden? Und wäre es human, Müttern und Witwen den Trost zu nehmen, daß, die sie hingaben, um Großes fielen?

Goethe konnte die französische Revolution nicht lieben. Dies Erlebnis verstörte ihn tief, und er selbst hat gesagt, daß es seine produktiven Kräfte auf Jahre gelähmt habe. Dennoch läßt er in „Hermann und Dorothea“ den Richter sagen:

„Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alte Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr: auch uns erschien er in Wolken und Feuer.“

Große Zeiten! Ist denn ein Satz in dieser Rede, der sich unserem Erlebnis nicht anschmiegte, wie das Kleid dem Leibe? Goethe liebte nicht Politik noch Geschichte. Zu Eckermann aber sagte der Alte: „Ich habe den großen Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom siebenjährigen Krieg, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution und endlich von der ganzen napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz anderen Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen . . .“ Kann man respektvoller von der Geschichte sprechen, williger sich zeigen, Zeiten

gewaltiger politischer Umwälzungen groß zu nennen, und dankbarer dafür, daß man sie miterleben durfte? Literaten höre ich in den Zeitschriften stöhnen: „O, hätten wir die ‚große Zeit‘ niemals geschaut, könnten wir ihre Greuel reslos vergessen!“ Es scheint, Goethe hätte nicht so gedacht. Die Geschichte seiner eigenen Tage nannte er „durchaus groß und bedeutend“. „Die Schlachten von Leipzig und Waterloo,“ sagt er, „ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden.“ Den Literaten möchte ich sehen, der sich nicht die Zunge abbisse, ehe er von den Schlachten in Flandern oder bei Lannenberg in diesem Tone spräche!

Eine aufwühlende Zeit fieberhaft gesteigerten Lebens, welche alles zehnfach verstärkt, das Edle und das Schlechte, und Veränderungen zeitigt, die sonst nur das Werk vieler Jahrzehnte sind; eine Zeit zehrender Entbehrungen und Erschütterungen, welche dabei den Menschen zum Gedanken, zur Erkenntnis und zum Bekenntnis zwingt wie keine frühere; die ihm kein vegetatives Sein gestattet, sondern ihn anhält, mit Bewußtsein seinen Platz einzunehmen, scheine dieser nun ehrenvoll oder nicht; eine Zeit, die wirkt wie der Tod: ordnend trotz aller Wirrnis, klarstellend, bestimmend; die uns lehrt, was wir waren und sind, und uns unter Qualen Festigkeit und Bescheidenheit verleih: — wie sollten wir kein Recht haben, eine solche Zeit groß zu nennen!

Etwas anderes ist freilich die Dankbarkeit für das Erlebnis großer Umwälzungen und Weltbegebenheiten — und etwas anderes der Glaube an ein erreichbares endliches Glückziel aller politischen Geschichte. Dieser vielmehr ist Sache des politischen Philanthropen, welcher zwar die Geschichte haßt und über „große Zeiten“ höhnt, an einen vollkommenen und „durchaus heiteren“ Zustand der Menschheit am Ende aller Umwälzungen aber hochherzig glaubt und jeden „ruchlos“

nennt, der diesen politischen Glauben nicht teilt. Was uns betrifft, so finden wir, daß Wort für Wort auf das Heute paßt, was Goethe jenen Sätzen über den Vorteil großen geschichtlichen Erlebens hinzufügte: „Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen so bald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden; den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt statfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanke, der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.“

Ich weiß wohl: die Liebe! Der Verfall der Brüderlichkeit! Vor dem Kriege nämlich waren wir Brüder, o mein Gott! Wo wir es aber etwa nicht waren, da waren die Kampfmittel „geistig“ — ich muß sehr bitten. Und die Inhumanität der Kampfmittel ist es, was der Zivilisationsliterat verabscheut. Die Inhumanität beginnt ihm dort, wo Blut fließt: Das kann er nicht sehen. Seelenmord scheint ihm fortschrittsgemäßer, als Bajonett- oder Handgranatenkampf — und da hat er recht! Ich finde die Stelle nicht, wo Karl Moor von den Philanthropen spricht, die sich ins Häufchen lachen, wenn der Nachbar „bankrott von der Börse geht“. Aber ich sehe Menschheitszähnen über den Krieg aus den Augen von Kerlen rinnen, die es im „Frieden“ nichts kostete, ihrem Nächsten das Herz aus der Brust zu reißen und es ihm vor die Füße zu werfen — in nur leicht übertragenem Sinn. Gesittung und Menschlichkeit zu verwechseln: ein Irrthum, des Zivilisationsliteraten würdig. Zu glauben, wenn nicht Krieg

sei, dann sei Friede: eine Kinderei, die dem Pazifismus nicht nur eigentümlich ist, sondern aus der er besteht. — Verdreht doch die Augen nicht so! Sah denn die Welt schöner aus vor dem Kriege? War etwa diese Friedenswelt, deren Zusammenbruch wir nicht ohne Andacht erlebten, menschlicher, milder, gütiger, liebevoller, als die von heute? Der Krieg ist überlebt und verrottet, das weiß ich; aber als er jung war, als er einbrach und den „Frieden“ hinwegsegte, — war nicht im Gegenteil damals Deutschland auf einen heiligen Augenblick schön?

Das Leben ist streng, grausam und böse zu jeder Zeit und an jedem Ort, am strengsten, am unerbittlichsten und unidyllischsten aber war es in Deutschland. Wer hätte nicht, als Friede war, beim Überschreiten der Reichsgrenze das Gefühl erfahren, als umgäbe ihn plötzlich eine mildere, schlaffere, „menschlichere“ Atmosphäre, als könnten die Nerven, der Geist, die Muskeln sich lösen? Wahrhaftig, das hatte wenig oder nichts mit „Militarismus“ und Mangel an „Demokratie“ zu tun; die Härte des deutschen Lebens hatte tiefere Gründe. Ein Ausländer sprach kürzlich über diese Gründe: der Däne Johannes B. Jensen, in einem eindringlichen Aufsatz: „Europa vor und nach dem Kriege“. Deutschlands hohe Entwicklung und Leistung, sagt er, hänge näher mit demselben Kulturförderer, der überhaupt den nord-europäischen Kulturtyp geschaffen hat, nämlich dem Widerstand, zusammen, als dies für irgend einen anderen europäischen Staat zutreffe. Eine der Folgen von Deutschlands gefährdeter geographischer Mittellage sei die innere soziale Spannung gewesen, die nicht nur wirtschaftlicher, sondern namentlich psychologischer Natur gewesen sei. Jensen erinnert an die Bedeutung der Juden für die gesamte Entwicklung des Reichs, — dieser gehärteten Kinder des Mißgeschicks, deren Wesen mit dem auf andere Art durch Miß-

geschick erzeugten deutschen Geiste zusammengestoßen sei. Eben dieser Zusammenstoß aber habe den deutschen Volkscharakter so geschliffen, daß er momentan der schärfste, vollendetste moralische Apparat sei, den die Welt je gesehen. „Der seelische Kampf ums Leben,“ sagt Jensen, „hat bei beiden Parteien die innersten Fähigkeiten aus dem vegetativen Halbdunkel aufgeschauert, hat alle edlen und unedlen Leidenschaften angespornt, hat jede Reserve aufgeboten, mit dem Gesamtergebnis von Arbeit und wieder Arbeit. Eine Erziehung, wie Deutschland sie durch die Einverleibung jüdischer Elemente in seinen Volkskörper erfahren hat, ist ohne jedes Seitenstück, auf beiden Seiten ist die psychologische Anspannung in so haarfeinen, schneidenden Nuancen hervorgetreten, daß es in den letzten zehn Jahren förmlich wehtat, sich mit deutschen Geisteserzeugnissen bekannt zu machen.“ Versuchen wir es nur: wir können dem fremden Beobachter den Eindruck wohl nachfühlen. Auf Zitate soll man ein Recht haben, und gewiß, es fehlt mir nicht an einem solchen in diesem Falle: Von alldem, was der Däne da über die „deutsche Spannung“ sagt, weiß ich ein ganz persönliches Lied zu singen, — vielleicht habe ich es gesungen. War nicht noch die humoristische Romanfigur des Dr. Überbein, dieses „auf die Leistung gestellten“ Malheurs von Geburt, der Versuch eines Ausdrucks für ebendies? Es stand nicht gut um seine Menschlichkeit (er hatte ein verächtliches Wort dafür, er sprach von der „Bummelsei des Glücks“), und elendiglich ging er zugrunde, da er es durch seine unnatürliche Strebbarkeit mit allen, die sich zur „Leistung“ menschlicher, d. h. jovialer verhielten, mit allen Freunden des week-end verdorben hatte . . . Wer wollte denn leugnen, daß Deutschlands Menschlichkeit gelitten hatte durch die Spannung, unter der es stand? Gegen das Argernis aber, das die Freunde des week-end daran nahmen, bleibt

einzuwenden, daß es durchaus nicht idealistischer Herkunft war...

Wie dem auch sei, wir hatten nicht sanft, nicht friedlich gelebt vor dem Kriege; das Leben war nicht human gewesen. Und wenn Jensen seiner Analyse hinzufügt: „Sicher wird der Krieg in dieser Beziehung als eine Befreiung empfunden werden, die Egge kehrt sich jetzt nach außen —“, so gestehen wir: Ja, so war es, das Gefühl der Befreiung, das uns der Krieg brachte, war teilweise dieser Herkunft, — aber mein Gott, auf einen wie flüchtigen Augenblick war es so! Längst hat die Egge sich wieder nach innen gekehrt, und ihr Griff wird blutiger sein nach dem Kriege, als je. Wir haben nicht geklagt, wir haben nur ausgedrückt; und wir setzten unsere Ehre darein, gute Form und Haltung dabei zu wahren. Das war unsere Humanität und unser Luxus, — denn Luxus, auch der der „Schönheit“, ist unsittliche Schlemmerei, wenn er nicht der Ausdruck ist der Ehre und Tapferkeit. Wer aber so tut, als sei vor dem Krieg „Friede“ gewesen und als werde nach dem Krieg wieder „Friede“ sein, dem dürfen wir ins Gesicht lachen.

Ich sah zwei Invaliden die Straße daher marschieren, einen Blinden und einen Einarmigen. Der Blinde stierte mit Kunstaugen, puppenhaften Blicks; ließ sich führen in seiner Nacht von dem Krüppel-Kollegen, an dessen robustem rechten Arme er ging, während drüben der linke feldgraue Armel unbewohnt, undurchwärmt niederhing. Auch ich bin ein Mensch, und mir schauderte. Euch haben sie zugerichtet! dachte ich. Nein, es ist ungeheuerlich, Wahnsinn, Verbrechen und Schande. Nie darf und nie wird es wieder sein.

Ich kam ihnen näher, ich hielt mich bei ihnen; man soll sich, ohne Neugier, mit diskreter Ehrerbietung, vertiefen in das Leben, wann immer es einem erscheint. Man soll sich

ihm nähern und sich bei ihm halten, mit Sympathie, Wahrheitsliebe und ohne Emphase. Von weitem wirkt das Leben pathetisch und reißt zu wilden Worten hin, wie „ungeheuerlich“, „Wahnsinn“, „Verbrechen“ und „Schande“. Nahbei ist es schlichter, bescheidener, unrhetorischer, kaum je ohne humoristischen Einschlag und kurzum viel menschlicher ist es dann gleich.

Die Verstümmelten waren schweigend marschirt, und das hatte unzweifelhaft die tragische Würde ihrer Erscheinung verstärkt. Würdig, schön, als ästhetisch beunruhigende Erscheinung wirken Menschen fast immer nur, solange sie schweigen. Tun sie den Mund auf, so ist es meist aus mit der Achtung vor ihnen. Die Würde und Schönheit der Tiere ist sehr an die Tatsache gebunden, daß sie nicht sprechen können. — Eben jetzt singen sie an, zu reden, die beiden. Sie sprachen miteinander mit ihren kopfigen oberbayerischen Schmalzlerstimmen, in ihrem dumpf polternden Dialekt voll mittelhochdeutscher Diphthonge wie oa und üa. Dem einen war etwas eingefallen, was er ebenso gut aussprechen wie bei sich behalten konnte, und so sprach er es aus, zumal sie schon ziemlich lange geschwiegen hatten. Es war der Einarmige. Der Puppenäugige hörte ihn in seiner Nacht, da er ja nur blind, nicht auch taub war, und ohne sich viel zu besinnen antwortete er etwas, worüber der Einarmige lachte. Ich mußte mich in acht nehmen vor ihm, da er ja lebendige Augen hatte und mich sehen konnte, was ich zu vergessen geneigt war. Er lachte nicht ins Publikum hinein, was ihm wohl unschädlich erschienen wäre mit einem Blinden am Arm, er lachte etwas versteckt vor sich hin und sagte dabei wieder etwas, während gleichzeitig auch der Blinde seiner Antwort noch etwas Ergänzendes hinzufügte und auch auf seinem von ungewohnter Blindheit noch blöden Gesicht ein hölzernes und nächtiges Lachen erschien. — Es war schönes Herbstwetter.

Ich verstand schlecht, was sie sagten. Natürlich war es etwas ziemlich Gewöhnliches und Unpathetisches, etwas, was an das Lazarettleben, den Unterricht für Blinde und Einarmige oder auch an das Mittagessen, die Verdauung anknüpfte. Der Einarmige sah sich manchmal die Menschen an, der Blinde konnte sie nicht sehen, er stierte künstlich geradeaus; aber er wußte ja, wie sie meistens aussahen, und sehr viel hatte er nicht daran verloren. Das Wetter war schön, wie gesagt. Sie gingen und atmeten die angenehm herbe, nach welchem Laub duftende Luft, und die Sonne schien ihnen auf die Nase.

Für den Augenblick hatten sie offenbar keine Sorgen, und auch Schmerzen hatten sie schon längst nicht mehr. Sie hatten wohl welche gehabt, und arge vermutlich. Doch das war fast schon vergessen, und dann werden Schmerzen ja ungleich stark empfunden von verschiedenen Nervensystemen, sie empören die Seele der Menschen in verschiedenem Maß. Das Unglück in der Schlacht, der Kopfschuß für den einen, das glühende Eisenstück, das dem andern den Arm zermalmte, war schmetternd rasch gekommen, in einem Augenblick, als man sich vielleicht gerade garnicht gefürchtet hatte, — auf einmal war es geschehen. Danach hatte man wohl eine zeitlang hilflos gelegen, unter dem unbarmherzigen Himmel, und sich von Gott und den Menschen verlassen gefühlt. Dann aber hatte man erfahren, daß Menschen eben doch Menschen bleiben und auf ihr Menschentum bis zu einem gewissen Grade halten, auch wenn sie um ihrer Leidenschaften, um der Macht, des Reichthums und der Ehre willen es fürchterlich treiben. Man war gefunden, gelabt, verbunden, auf einer Bahre getragen, in ein Bett geschafft worden. Man hatte sich, nachdem man das Seine getan oder vielmehr erlitten, den Schultern und Armen von Mitmenschen überlassen dürfen, die den verwundeten Helden trugen, der man nun

war. Man hatte pflegende Menschenhände auf seinen Wunden gespürt. Man war operiert worden, während man schlief. Ärzte, die manchmal grob waren, manchmal aber auch Wize machten, hatten einen behandelt so gut wie es gelernt hatten, und das mußte man sagen, sie hatten es sehr gut gelernt und waren ausgestattet mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit. Waren die Schmerzen gemein geworden, so hatte es einen kleinen Stich mit der Spritze gegeben, und dann war die tiefe Lust und Dankbarkeit der Erleichterung gekommen, das himmlische Glück der Schmerzlosigkeit, von dem niemand weiß, der nicht zuvor gemeine Schmerzen gehabt. Und so war man genesen, einarmig und blind, aber genesen war man und brauchte nicht mehr in den Krieg. Man ging in der Sonne spazieren und hatte vielleicht eine schmeichelhafte kleine Ahnung davon, daß man, namentlich zu zweien, einen erschütternden Anblick bot. Aber man selbst war nicht mehr erschüttert, wenn man es je gewesen war.

Ich muß noch sagen, daß der Anblick des Blinden mir unmittelbar am meisten Grauen eingeflößt hatte. Der Einarmige, nun, er hatte ja immerhin noch einen Arm und zwar den rechten. Auf allen möglichen Feldern, in der Landwirtschaft, der Industrie und als Handwerker konnte er noch seinen Mann stehen, und dann, bis zu welcher Vollendung hatte die fortschreitende Technik es nicht auf dem Gebiet der künstlichen Gliedmaßen gebracht! Aber blind. Von Kind auf war mir das als das schrecklichste Los erschienen. Ich hatte Zeit meines Lebens viele Blinde gesehen, die es ganz ohne Krieg geworden oder gleich so geboren worden waren, Blinde mit Glasaugen und ohne solche, Blinde mit rechtwinkligen blauen Gläsern vor den Aughöhlen, mit geschlossenen, scheinbar zusammengewachsenen Lidern oder mit offenen Augenfalten, die tot waren; ich hatte sie angesehen und kaum begriffen, wie diese Menschen ihr Schicksal trugen, wie sie

zu leben vermochten. Später hatte ich freilich mein grenzenloses Mitleid als übertrieben, ja unstatthaft bezeichnen hören. Blinde, hörte ich, seien meist milde, gelassene, heitere Menschen; Taubheit sei ein weit verbitternderes Gebrechen und entstelle den Charakter, während Blindheit eher das Gegenteil bewirke. Ich machte die Bekanntschaft eines lebenswürdigen Herrn, der seit Kindheitstagen stockblind ist. Leicht und anmutig sein Stöckchen vor sich bewegend geht er, ungeleitet und allein, in den Straßen Berlins seinen Geschäften nach, — durch die Tunnel der Untergrundbahn, über den Potsdamerplatz. Pfügen umgeht er; wie er es macht, weiß niemand. Er beschäftigt sich mit sozialer Fürsorge, mit Literatur und auch mit Handelspekulationen, — ein ewig angeregter, plauderhafter Mann. Außerdem besitzt er eine Repetieruhr mit wohlklingendem Glockenspiel, um die ich ihn immer beneidet habe. Die Bekanntschaft mit ihm mäßigte meine Vorstellungen von den Schrecken des Lebens in ewiger Nacht.

Den bedeutendsten Eindruck aber machten mir Äußerungen eines in mittleren Jahren erblindeten Mannes, — Mittheilungen über sein Befinden, die mir unmittelbar zugetragen wurden. Nach einer kurzen Periode des Kammers, erklärte der Mann, habe seine Stimmung sich sehr gebessert, nicht nur gegen jene erste Zeit nach der Erblindung, sondern gegen früher, gegen die Zeit vorher. Die Dunkelheit tue den Nerven wohl, das fühle er. Er habe an Seelenfrieden gewonnen, an Harmonie. Alle Leute seien gut, freundlich zu ihm, alle erwiesen sich dienstbereit, zeigten ihm ihre beste Seite, und sein Verhältnis zu Welt und Menschen sei herzlicher, sei sympathischer und glücklicher geworden. Sollte er offen sein, so müsse er sagen: Wenn es auf ihn ankäme und man stellte ihn vor die Wahl, so würde er zunächst ausweichend antworten und sagen, sein Unglück habe auch starke Lichtseiten, wenn er sich so ausdrücken dürfe. Dringe man weiter

in ihn und verlange entschiedene Antwort, so müßte er sagen: Nein, es verlange ihn nicht, und er habe geradeheraus keine Lust, wieder sehend zu werden.

Das ist, wie gesagt, die wirklich geschehene Äußerung eines Erblindeten. Jetzt, im Kriege, hörte ich, daß die Blindgeschossenen in den Lazaretten unter allen Patienten die muntersten sind. Sie balgen sich, sie werfen nach einander mit ihren Glasaugen. Und das nicht aus irgendwelcher höllischen Verzweiflung, sondern aus gewöhnlichem Übermut. Verstehen kann man es nicht, aber man muß es hinnehmen.

Der Leichtsinn des Menschen auch im sogenannten tiefsten Elend ist grenzenlos. Seine Anpassungsfähigkeit auch an Umstände, die dieser Fähigkeit Hohn zu sprechen scheinen, ist es ebenfalls, solange er nur lebt. Ferner ist da die Hoffnung, welche toute trompeuse qu'elle soit, sert au moins à nous mener à la fin de la vie par un chemin agréable, wie Larochefoucauld sagt.

Nicht das pittoreske und blutig-angenfällige Elend ist das tiefste und eigentlich entsetzlichste auf Erden; es gibt Leiden und Qualen, Entwürdigungen der Seele, bei denen dem Menschen die Lust vergeht, mit Glasaugen zu werfen, Wunden, die keine Menschenhand betreut und um die keine öffentliche Charitas sich kümmert, innere Verstümmelungen, ohne Ehre, Eisenkreuz und Heldentum, die nicht zur erbau-lichen Erschütterung der Mitwelt in der Herbstsonne spazieren geführt werden, und von denen diese Welt voll sein wird, auch wenn wir die Segnungen des ewigen demokratischen Völkerfriedens genießen. Die Welt war voll von „menschen-unwürdigen“ Elend, bevor Krieg wurde. Das Leben der carusi in den sizilianischen Schwefelgruben, das Leben der East-end-Kinder, die in ekelhafter Misere verkommen und durch Mißhandlungen verkrüppeln, das war vor 1914. Schamlose Ungerechtigkeiten, deren Begeher straflos ausgehen,

während dem Dulder keine Entschädigung zuteil wird; Körperqualen wie diejenigen, die mit dem Bruch des Beckens oder mit Verbrennungen verbunden sind; Krankheit, Ausschweifung, Leidenschaft, Gram, Alter und bitterer Tod, das war vorher. Nehmt das Leiden teleologisch, erwägt, daß nur Not Kultur schafft, daß es ohne Leiden kein Mitleiden gäbe, daß nur Ungerechtigkeit das Gerechtigkeitsgefühl weckt und ohne Schmerz die Sittlichkeit unentfaltet, das Leben des Menschen ein Vegetieren bliebe, welches kaum glücklich zu nennen wäre, da der Schmerz die Folie der Lust ist. Oder tröstet euch nach Christenart mit der Hoffnung auf ein Jenseits. Oder seid Pessimisten und klagt das Leben an, das Leben selbst, das sündig und eine Verschuldung ist und besser nicht wäre, — dies Leben, in dem der Mensch dem Menschen ein Wolf ist und einer nur steigt, indem er den anderen zertritt. Seid Kritiker des Lebens, trifft und züchtigt es mit dem vernichtenden Wort! Macht aus der Kunst eine Fackel, die barmherzig hineinleuchte in alle fürchterlichen Tiefen, in alle scham- und gramvollen Abgründe des Daseins; macht aus dem Geiste ein Feuer und zündet die Welt damit an allen Ecken an, damit sie aufflamme und zergehe samt all ihrer Schande und Marter in erlösendem Mitleid! Aber gefällt euch nicht in einem politisch-humanitären Oppositionslamento gegen den Krieg! Stellt euch nicht an, als habe er das Antlitz der Erde entweiht — und vorher habe der Tiger beim Lamm gegrast. Ich kenne nichts Uebneres und Verlogeneres, als die Deklamation des Literaten, den dieser Krieg zum Philanthropen machte, und der verkündet, wer ihn nicht als untermenschliche Schmach und Schande empfinde, der sei ein Widergeistiger, ein Verbrecher und ein Feind des Menschengeschlechts.

Liebe! Menschlichkeit! Ich kenne sie, diese theoretische Liebe und doktrinäre Menschlichkeit, die zwischen den Zähnen

hervorgestoßen wird, um dem eigenen Volke Ekel damit zu erweisen. Ich kenne ihn, den Literaturschrei von heute, kenne auch die Kunstwerke, in denen er ausgestoßen wird, Werke, deren Menschlichkeit intellektuelle Forderung, literarische Lehrmeinung, etwas Bewußtes, Gewolltes, Doziertes, — dabei aber überhaupt nicht vorhanden ist, und die einzig davon ihr Leben fristen, daß Publikum und Kritik Menschlichkeit mit rhetorisch-politischer Forderung der Menschlichkeit verwechseln. Diese demonstrative und programmatische Menschlichkeit des Literaten, welcher mit ihr angreifen und beschämen will, Wunder wie stolz auf sie ist und beständig zu rufen scheint: „Seht, wie menschlich ich bin, und ihr, was seid ihr, ruchlose Ästheten seid ihr!“ — o, ich bedanke mich für diese reklamehafte Art von Menschlichkeit.

Der Krieg ist greulich, ja! Wenn aber inmitten dieses Krieges der politische Literat sich aufstellt und erklärt, durch seine Brust gehe der Liebesatem des Mils, so ist das der schrecklichste der Schrecken und nicht anzusehen. „Wahrlich,“ spricht dienende Torheit, „das ist nicht nur ein großer Künstler, es ist vor allem ein herrlicher Mensch!“ Schämt er sich nicht? Denn er ist ja kein herrlicher Mensch, und er weiß es. Kümmerliche Verbissenheit nebst sentimentalem Schmiß, doktrinaire Verhärtung, Überheblichkeit, starr-kalte Unduldsamkeit, das pharisäische hinopfernde Pathos des „Mögt ihr verkommen, ich wohne im Licht“ — all das ergibt kein herrliches Menschentum, und tausendmal schlimmer als „Weltgerechtigkeit“, welche aus Sympathie, aus Liebe kommen mag, — tausendmal schlimmer ist Selbstgerechtigkeit: sie ist die Sünde, die nicht vergeben wird. Turgenejew sagte einmal über den Rousseauiten Leo Tolstoi, sein letztes und schrecklichstes Geheimnis sei, daß er niemanden lieben könne, als sich selbst. Das ist das Geheimnis aller Rousseau-Nachfahren, welche immer auf irgend eine Weise ihre Kinder ins Findel-

haus stecken und Erziehungsromane schreiben. Sich an ihre öffentlichen Wirkungen zu halten, ist arger Erfolgskultus. Denn noch einmal: die einzige Art, die Dinge menschlich zu sehen, ist, sie individuell zu sehen. Kein Literat hat größere Weltwirkung geübt, als J. J. Rousseau, und der Politiker genuseflektiert vor ihm aus diesem Grunde. Trotzdem bleibt er dem menschlich-künstlerischen Blick, welcher von Wirkungen abzu sehen vermag, ein verdächtiger Geselle. Die öffentliche Wirkung jemandes, der sehr schön zu sagen verstehe: „Ich liebe Gott!“, kann bedeutend sein; wenn er unterdessen aber „seinen Bruder hasset“, dann ist, nach dem Johannesevangelium, seine Gottesliebe nichts als Schöne Literatur und ein Opferrauch, welcher nicht steigt.

Anläßlich der „Tugend“ sagte ich, es sei Geschmacks- und Stimmungssache, ob man den Menschen in emanzipierter oder in verehrender Haltung schöner zu finden geneigt sei. Wirklich scheint mir, daß, wenn von Humanität die Rede ist, der ästhetische Gesichtspunkt einige Berücksichtigung verdient. Und es scheint mir ferner, daß es zum mindesten von Einseitigkeit und Beschränktheit zeugt, wenn der politische Philanthrop alle humane Schönheit und Würde in die prometheisch-emanzipatorische Gebärde verlegt. Ich brauche nur aufzublicken von meinem Tisch, um mein Auge an der Vision eines feuchten Haines zu laben, durch dessen Halbdunkel die lichte Architektur eines Tempels schimmert. Vom Opferstein lodert die Flamme, deren Rauch sich in den Zweigen verliert. Steinplatten, in den sumpfig-beblühten Grund gebettet, führen zu seinen flachen Stufen, und dort knien, ihr Menschthum feierlich vor dem Heiligen erniedernd, priesterlich verhüllte Gestalten, während andere, aufrecht, in zereemonialer Haltung aus der Richtung des Tempels zum Dienste heranschreiten. Wer in diesem Wilde des Schweizers, das

ich von jeher wert und mir nahe halte, eine Beleidigung der Menschenwürde erblickte, den dürfte man einen Vanaufen nennen. Trotzdem ist der politische Philanthrop ohne Zweifel verpflichtet, dergleichen darin zu erblicken, — und so viel sei eingeräumt, daß es ein nur zu schlagendes Beispiel für die Unzuverlässigkeit der Kunst als Mittel des Fortschritts bietet, für ihren verräterischen Hang zur Schönheit schaffenden Widervernunft. Offenbar aber ist die Humanität des emanzipatorischen Fortschritts entweder nicht die wahre oder nicht die ganze Humanität; denn wie sollte ein Werk inhuman genannt werden dürfen, das dem von Frechheit, Schlechtigkeit und Pöbel-Gier gehegten Blick eine Vision und Trauma-zuflucht würdevoll-demütigen Menschenanstandes bietet?

Daß es noch heute, mitten in einer hinlänglich befreiten Welt, Stätten gibt, die ihren Besuchern ein gut Teil solchen Anstandes auferlegen, Orte, an denen auch der ehrfurchtsloseste Lummel das Hutfabrikat herunterzunehmen, die Stimme zu dämpfen, die Bisage ruhig, ernst, beinahe nachdenklich und jedenfalls ehrerbietig zu machen nicht nur von außen, durch Sitte und Ordnung, sondern wahrhaftig immer noch auch innerlich gehalten ist; daß es heilige Orte gibt, heute noch, gefriedete Freistätten der Seele, wo der Mensch, dem üblen Gebrodel irgend einer Großstadtstraße entronnen, umgeben plötzlich von hallender Stille, farbigem Dämmer, angehaucht vom Duft der Jahrhunderte, dem Ewigen, Wesentlichen, kurz dem Menschlichen Aug' in Aug' gegenübersteht, — das hat etwas Phantastisches, Unglaubwürdiges und ist ein großes, herrliches Labfal. Der politische Philanthrop mag über ausreichende Duldsamkeit verfügen, um mittelalterliche Kirchen einer antiquarisch-ästhetischen Reise-Aufmerksamkeit zu würdigen. Als Zwingburgen des Aberglaubens und Schlupfwinkel einer dermaßen körperlich ausdrucksvollen Seelenknechtschaft, daß dort heute noch, o Jammer,

Schande und Elend, im zweiten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts, der Knieende Mensch gefunden wird, müssen sie seiner entschlossenen Menschenliebe ein Greuel und eine Verzweiflung sein. Was mich betrifft, so habe ich den Aufenthalt in Kirchen von jeher geliebt und zwar aus einem Ästhetizismus, der mit Kulturwissenschaft und Handbuchbildung durchaus nichts zu tun hatte, sondern auf das Menschliche gerichtet war. Zwei Schritte seitwärts von der amüsanten Heerstraße des Fortschritts, und ein Asyl umfängt dich, wo der Ernst, die Stille, der Todesgedanke im Rechte wohnen und das Kreuz zur Anbetung erhöht ist. Welche Wohltat! Welche Genugtuung! Hier ist weder von Politik noch von Geschäften die Rede, der Mensch ist Mensch hier, er hat ein Herz und macht kein Hehl daraus, es herrscht reine, befreite, unbürgerlich-feierliche Menschlichkeit. Hier würde man sich voreinander gemeiner Worte, eines frechen Betragens schämen, aber das Recht des Menschen ist hier so stark, die Ohnmacht ziviler Konvenienz so vollkommen, daß niemand sich vor seinem Mitmenschen des Ausdrucks und der Gebärde tiefer Rührung, Andacht, Hingebung, Bußfertigkeit schämt, selbst nicht einer Körperhaltung, die unter allen bürgerlichen Umständen als theatralisch, phantastisch, exzentrisch, romantisch Anstoß und Gelächter erregen würde. Der Knieende Mensch! nein, meine Humanität nimmt kein Argernis an diesem Bilde, im Gegenteil, es sagt ihr zu wie kein anderes und zwar vermöge seines antizivilen, anachronistischen, kühnmenschlichen Gepräges. Diese Haltung kommt sonst nirgends mehr vor, sie widerspricht in ihrer gelösten Menschlichkeit aller Sprödigkeit, Skepsis und Gebärdenfeindschaft der Zivilisation. Kniet noch der Liebende vor der Geliebten, wenn er um sie wirbt? Wie nackt und furchtbar müßte in unserer Zeit das Leben die Eintönigkeit der Gesittung durchbrechen, damit man den Menschen erblickte, der, auf seinen Knieen,

das Angesicht in den Händen verbürge oder diese gefaltet vor sich erhöhe! Wie außerordentlich ist das Menschliche, — welches doch das Wahre und Wesentliche ist! Die Religion aber, die Kultstätte, diese Sphäre des Außerordentlichen gibt das Menschliche frei und macht es schön. Das große Individuum mag schön sein in der Haltung steil trogender Emanzipation. Die große Mehrzahl der Menschen bedarf der Gebundenheit durch Ehrfurcht, um einen erträglichen und sogar schönen Anblick zu bieten; und daß sie dem Menschen eine zugleich gebundene und menschlich-befreite Haltung verleiht, gilt mir als hohes, ästhetisch-humanes Verdienst der Kirche.

Aber möge der Philanthrop die religiöse Erniedrigung, den Dienst Gottes also, immerhin als menschenwürdig zulassen: Menschendienst muß ihm unbedingt als eine empörende Beleidigung der Humanität, der Menschenwürde erscheinen. Nun, ich halte es für vorurteilsvoll, Menschendienst und Menschenwürde als unvereinbar gegeneinander zu setzen. Denn sobald etwa die Liebe im Spiel ist, leidet diese durch jene ja keinen Schaden. Stolz, Ehre und Lust des Gehorsams scheint heute eine deutsche Besonderheit und internationale Unbegreiflichkeit; auf jeden Fall liegt da eine seelische Tatsache vor, die beweist, daß „Unfreiheit“ und Manneswürde sich wohl vertragen können. Wer etwa einen deutschen Fähnrich beobachtet, der vor einem kaum älteren Kameraden von Offiziersrang dienstlich stramm steht, wird bemerken, daß das mit einem gewissen Enthusiasmus und zugleich einem gewissen Humor geschieht, kurz: es ist romantisches Spiel darin; der Ausdruck des ritterlich-männlichen Gehorsams ist offenbar mit erhöhtem Lebensgefühl verbunden, und was im besonderen das Ehrgefühl betrifft, so ist es in dem Salutierenden wahrscheinlich stärker belebt, als in dem, wel-

cher den Salut empfängt. Ehre als Lebensreiz gibt es überhaupt nur, wo es aristokratische Ordnung, Distanz-Kultus, Hierarchie gibt; demokratische Menschenwürde ist im Vergleich damit das langweiligste und unlustigste Ding von der Welt. Wer etwas ist, ehrt sich selbst, indem er vor einem, der noch mehr ist, ausdrucksvoll zurücktritt; die Ehre des eigenen Standes und Ranges wird dabei immer mit empfunden und mit betont. Nur wer gar nichts ist, hat ein Interesse an der Betonung der Menschengleichheit, — ein irrtümliches Interesse übrigens; denn statt einer abstrakten und zweifelhaften „Würde“ könnte er einer konkreten und persönlichen Ehre teilhaft werden, indem er sich zur freiwilligen und stolzen Unterordnung entschlösse.

In Bismarcks selbstverfaßter Grabschrift „Ein treuer deutscher Diener seines Herrn“ mag ein gut Teil germanisch-sentimentaler Hypokrisie enthalten sein, denn um sein Diener-tum war es gewiß nur so-so bestellt, wenn auch sein Herrschertum in germanisch dienstmännischen, nicht in romanisch zäsarischen Formen sich auslebte. Fontane nannte ihn „unseren Zivil-Wallenstein“ und fügte hinzu, er habe mehr Ähnlichkeit mit dem Schillerschen als mit dem wirklichen Wallenstein gehabt, womit wiederum der sentimentale Einschlag seines Wesens betont ist. Auf jeden Fall bedeutet jene Inschrift die Huldigung vor einem Ideal, und sie drückt aus: „Er hätte am Ende auch mehr werden können, wenn er gewollt hätte; aber dies Mehr wäre nach deutschen Begriffen ein Weniger gewesen, und es war national, daß er seine Ehre darin fand, nicht mehr sein zu wollen, als seines Herren treuer Diener.“ National war es wirklich in hohem Grade, und Bismarck hatte recht, wenn er gegen lateinische Gäste bemerkte: „Euere Zäsaaren wären unter uns Deutschen landfremd und unverständlich.“ Eben jetzt wieder sehen wir, wie ein mächtig volkstümlicher deutscher Diener seines Herrn durch unermüd-

liche Bekundung seiner Mannestreue und Notmäßigkeit mögliche Regungen des Mißtrauens und der Eifersucht hintanzuhalten sucht, — Regungen in der Brust seines Herrn, den er liebt, weil er sein Herr ist, und den nicht zu lieben wider seine Ehre gehen würde. Der Voltaire'sche Satz „Le premier qui fut roi, fut un soldat heureux“ ist außerordentlich undeutsch gedacht. Der Typus des „glücklichen Soldaten“, des soldatischen Abenteurers, des Boulanger existiert nicht in Deutschland; womit zusammenhängt, daß auch eine eigentliche Säbelherrschaft niemals hier existiert hat.

Der stolze Gehorsam, sagte ich, scheint heute etwas spezifisch Deutsches. Ursprünglich aber, in vordemokratischer Zeit, war die Lust am Dienen etwas allgemein Menschliches, zum mindesten allgemein Europäisches. Goethe stellt fest: „Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die chevalerie der Franzosen eine servage.“ Nun, die politische Philanthropie mit ihrem Begriff der Menschenwürde hat den Instinkt der vornehmen Dienstbarkeit, der ritterlichen Knechtschaft („knight“ und „Knecht“ ist ja dasselbe Wort) überall gründlich ramponiert. Sie hat in Deutschland vielleicht die malerischsten Reste davon übrig gelassen, die ebenfalls zu sprengen sie aber im Begriffe ist. Während früher der dienende Stand so gut, wie der befehlende, seine Ehre, Würde und Schönheit hatte, gilt es mehr und mehr in der ganzen Welt für menschenunwürdig, zu dienen, auch dann, wenn es sich gar nicht um Menschendienst, sondern um den einer Sache handelt oder doch handeln sollte, um die menschheitlich immerhin wichtige Sache der Kunst zum Beispiel. Auch dann, sage ich, wiegt die soziale Idee, der Rechts- und Freiheitsgedanke bei weitem vor, und die Sache möge zum Teufel fahren, wenn nur der demokratischen Menschenwürde kein Härchen gekrümmt wird. Als Beispiel diene, was Felix Mottl in New York bei einer Tristan-Probe erlebte. Punkt 12 Uhr setzte

der Konzertmeister seinen Hut auf, und das Orchester beendete die Probe, obwohl sie durchaus nicht beendet war; denn nur bis 12 Uhr lautete der Kontrakt der gentlemen, und war man bis dahin nicht fertig: desto schlimmer für den Dirigenten, der mit seinem Interesse an der Sache allein stand. Kein Bitten und keine Zornesausbrüche halfen; dieser letzteren wegen mußte Mottl sich schließlich sogar entschuldigen, da sonst an der Menschenwürde der Musiker die Aufführung gescheitert wäre. — Was das Diensthotenwesen betrifft, so gibt es ein menschliches Verhältnis zwischen Brotherren und Gesinde allenfalls noch auf Bauernhöfen; in den Städten sind die letzten Reste patriarchalischer Humanität durch die verheerende, verdummende und verhäßlichende Macht des Rechts- und Würdebegriffes längst restlos zerstört. Treue, Anhänglichkeit an Haus und Familie kommen nicht mehr vor; diese werden als Ausbeutungsobjekt betrachtet, und eine sozialistisch verängstigte Justiz sanktioniert durch ihr Urteil diese Auffassung, wenn es zum forensischen Zusammenstoß kommt. Die Lösung der Diensthotenfrage liegt völlig im Dunkel; nur daß die Situation unhaltbar geworden, ist klar.

Trotz alledem ist jenes „Dienenwollende“ im Menschen sicher etwas Unsterbliches, und es wäre als Faktum deutlicher geblieben, wenn die heutige Welt ihm reichlichere Gelegenheit böte, sich zu bewähren. Daß es keine Diener mehr gibt, liegt daran, daß es keine Herren mehr gibt, — will sagen, keine solchen, denen zu dienen mit gutem aristokratischem Gewissen möglich ist. Wo die Rangordnung etwas durchaus Willkürliches, Momentanes und Unbegründetes ist, kommt der Instinkt des Dienenwollens nicht mehr auf seine Kosten; und so steht es ja heute mit der Rangordnung allerdings. Daß der Aufwärter, der in einer modernen Hotelhalle dem im Ledersessel sich lümmelnden swell den Tee serviert, nicht seinerseits in dem Sessel sitzt und von dem

swell bedient wird, ist nichts als der reinste Zufall; niemandem würde etwas auffallen, wenn sie binnen einer Viertelstunde die Plätze wechselten. Das Volk aber, ich gab dieser Erfahrung schon einmal Ausdruck, empfindet aristokratisch; es hat sich das natürlichste und feinste Distanzgefühl bewahrt, es weiß zwischen einem Herrn und einem Glückspilz mit vollkommen undemokratischer Sicherheit zu unterscheiden, und seine Empfindung ist nicht zu bestechen. Es dient gern und ohne seine Menschenwürde im mindesten beeinträchtigt zu fühlen, wo noch eine Möglichkeit besteht, mit Überzeugung zu dienen. Daß es der Frau Kommerzienrat Mayer ohne Überzeugung und also schlecht, ungetreu, unter Kundgebungen der Auffälligkeit und nur um des Nutzens willen dient, ist nicht zu verwundern.

Der Begriff der Menschenwürde ist ein Produkt der Sitte. Im Osten Deutschlands beugt die Dienerschaft sich noch zum Kusse des herrschaftlichen Rocksaums, — eine Gebärde, die mit Gewandtheit, Natürlichkeit und Würde, als Zubehör eines schicklichen Betragens ausgeführt und ohne Verlegenheit hingenommen wird. Ich betone dies letztere, weil es mir persönlich als das Schwerere erscheint. Denn wie es leichter (weil bequemer) ist, zu gehorchen, als zu befehlen, so ist es überhaupt leichter, zu dienen, als sich bedienen zu lassen, und es gibt eine Reizbarkeit, die es unmöglich macht. Ich erzählte einmal von einem sensitiven Fürsten, dem es große Schwierigkeiten bereitete, an stramm stehenden Lakaien vorbeizukommen, obgleich er wußte, daß diese sich in ihrer Haltung durchaus wohl und mit sich selbst zufrieden fühlten und sich mit derselben Selbstzufriedenheit auch auf den Bauch geworfen hätten, wenn es des Landes so der Brauch gewesen wäre. Die Demokratie, meinte ich damit, kommt von oben, nicht von unten, oder es sollte doch so sein. Sie sollte nicht Anspruch sein, Anmaßung, freche Forderung,

sondern Abdanfung, Scham, Verzicht, Menschlichkeit. Demokratie sollte wieder sein, was sie vor Einbruch der Politik in die Gotteswelt einmal war: Brüderlichkeit über allen Unterschieden und unter formaler Wahrung aller Unterschiede. Demokratie — aber ich sage immer daselbe — sollte Moral sein, nicht Politik; sie sollte Güte sein von Mensch zu Mensch, Güte von beiden Seiten! Denn der Herr bedarf der Güte des Dieners ebenso sehr, wie dieser der Güte jenes bedarf.

Als der Krieg einige Monate währte, las man, Nizza und Monte Carlo ständen vor dem Bankerott. Ich weiß nicht, ob die Nachricht sich bewahrheitet hat, aber das weiß ich, daß sie mich mit der gleichen innigen Genugtuung erfüllte, wie die andere, die ihr vorangegangen war: daß nämlich le prince irgend etwas Humanitäres, Deutschfeindliches, etwas über Zivilisation und Menschlichkeit an Wilson telegraphiert habe. Einer Sache, die man haßt, wünscht man anrühige Parteigänger — so weit ist man Politiker. In der Tat, man fühlt sich bekräftigt in seiner Abneigung gegen eine Weltanschauung, die diejenige der Hurenwirte ist.

Freilich, nirgends geht es „menschlicher“ zu, als in dieses Klingsor Zaubergarten. Was Zivilisation, was Menschlichkeit im Geist der Entente-Welt eigentlich besagt, dessen wird man so recht erst inne, wenn man sich in sein Etablissement versetzt. Soll es nicht vorgekommen sein, daß ein oder der andere amerikanische Bürger sich im Casino-Parc aufgehängt hat? Wo blieb die Note des Präsidenten? Aber diese Opfer fielen nicht dem „Militarismus“, sondern seinem heiteren Gegenteil. . . Wie sehr gegen alle Menschlichkeit verstößend muß an diesem Wallfahrtsort der internationalen Zivilisation, an dieser Amüsierküste mit Palmen und kitschblauem Meer, mit Pariser Weibern, russischen Großfürsten und rumänischen Hochstaplern, mit Sekt, Parsifal-Aufführungen und warmen

Duschen gegen den Spieler=Schweiß, — wie unmenschlich, sage ich, muß in dieser Sphäre der „vie facile“ und der kosmopolitischen Gesittung der furchtbare Rechts- und Lebenskampf eines ernstesten Volkes wirken!

Bankrott? Und durch diesen Krieg? Welch ein Symbol! Aber doch eben nur ein Symbol. Denn die Vorstellung, daß jene kosmopolitische Zivilisation, welche gegen Ende der Friedenszeit hauptsächlich die Form einer allgemeinen Tanzwut, eines maniakalischen Kults erotischer Geschlechtstänze angenommen hatte, sei durch den Krieg zum Stillstand, zum Erblichen und spukhaften Verschwinden gebracht worden, — diese Vorstellung war ja Irrtum und Täuschung. Die internationale Zivilisation lebt fort, ja, wie sie vor Anbruch der großen Heimsuchung lebte, so lebt sie auch heute noch alle Tage. Sie trägt in St. Moritz bei ihren Sportsbelustigungen die tollen Kostüme der letzten Friedenszeit zur Schau, die papageifarbenen Sweaters der Damen, die seidenen Zipfelfappen der jungen Männer. Wer einen Auslandspañ zu erlangen weiß, mag sich überzeugen und an der Lustbarkeit teilhaben. Die neueste jener Tanzunterhaltungen, denen man selbst während der Mahlzeiten, zwischen zwei Gängen sich hingibt, ist der Fox trot; man sagt es mir, und ich nehme an dieser Stelle Notiz davon; nichts weiter. Der Fox trot war nicht bekannt vor dem Kriege, soviel ich weiß. Erst während der Kriegszeit kam er zu Gunst und Flor in St. Moritz sowie an anderen Zufluchtsorten der internationalen Gesittung; zur Zeit der Somme=Schlacht, kalkuliere ich, wurde er eingeführt.

Es war in einem frühen, dem Zivilisationsliteraten besonders gewidmeten Abschnitt dieser Betrachtungen, daß ich mir jenes Europa auszumalen suchte, dessen wir uns im Falle eines raschen und glänzenden Sieges der Entente für Zivi-

lisation und Menschlichkeit zu erfreuen gehabt hätten. Ich erinnere mich daran, während ich von Monte Carlo und St. Moritz spreche. Aber auch das andere mir einzubilden unterlasse ich nicht: das Europa eines überwältigenden und vollkommenen deutschen Sieges — und will nicht klagen, daß wir es nicht haben noch haben werden. Zweifellos hätte es einen anständigeren Anblick geboten, — ernst, staatsfromm, sozial, dienstlich, organisatorisch, männlich-soldatisch; aber auch hart, unwirtlich, ziemlich düster, ziemlich brutal, „militaristisch“ bis zur Unerbittlichkeit, — und während ich freilich nicht glaube, daß das „Menschliche“ auf Erden unter irgendwelchen und noch so strengen Umständen je zu kurz kommen könnte: soll ich zugeben, daß die Idee der Menschlichkeit in diesem deutschen Europa möglicherweise wirklich zu kurz gekommen wäre? Wahrscheinlich gibt es keinen Franzosen oder Engländer, der nicht den positiven und unbedingten Triumph seines Landes in diesem Kriege gewünscht hätte und wünschte. Was mich betrifft, so tut es mir vollkommen Genüge, daß Deutschland unbesiegt und gebietend aufrecht blieb, was eine geistige Notwendigkeit war und in der That etwas so viel Positiveres ist, als die Unbesiegtheit Frankreichs und Englands, daß es diese Unbesiegtheit in Frage stellt...

Man glaube es mir oder nicht: ich bin des Gedankens fähig, daß der Haß und die Feindschaft unter den Völkern Europas zuletzt eine Täuschung, ein Irrtum ist, — daß die einander zerfleischenden Parteien im Grunde gar keine Parteien sind, sondern gemeinsam, unter Gottes Willen, in brüderlicher Qual an der Erneuerung der Welt und der Seele arbeiten. Ja, es ist erlaubt, von einem begütigten und versöhnten Europa zu träumen, — wenn Güte und höhere Eintracht auch nur der Erschöpfung werden zu danken sein mögen und jener Sensitivität und Verfeinerung, die durch großes Leiden erzeugt wird. Denn die Verfeinerung durch

Leiden ist höher und menschlicher, als die durch Glück und Wohlleben, ich glaube daran, und auch an jenes zukünftige Europa glaube ich in guten Stunden, welches, einer religiösen Menschlichkeit und duldsamen Geistigkeit zugetan, seines heutigen verbissenen Weltanschauungszankes sich nur mit Scham und Spott wird erinnern können: Undoktrinär, unrechthaberisch und ohne Glauben an Worte und Antithesen, frei, heiter und sanft möge es sein, dieses Europa und für „Aristokratie“ oder „Demokratie“ nur noch ein Achselzucken haben. Es war ein dramatisches Tagesprodukt, über das Goethe bemerkte, die Idee des Ganzen drehe sich nur um Aristokratie und Demokratie, und dieses habe kein allgemein menschliches Interesse... So sprach ein antipolitischer Künstler; und wird es nicht antipolitisch und künstlerisch sein, das nachkriegerische Europa? Wird es nicht, denen zum Trost, welche nach Allherrschaft der Politik, nach „politischer Atmosphäre“ schreien, Menschlichkeit und Bildung zu Leitsternen nehmen? Einem Aristokratismus freilich möge es huldigen: seinem eigenen. Es möge auf sich halten lernen in Dingen der Kultur und des Geschmacks, wie es das vordem nicht verstand, möge dem geilen Aesthetizismus und Erotismus, dem selbstverrätherischen Hang zur Barbarei entsagen, dem es zügellos frönte, Berrücktheiten in seiner Kleidermode, närrische Infantilismen in seiner Kunst verpönnen und gegen Anthropophagenplastik und südamerikanische Hafenkneipentänze eine Gebärde vornehmer Ablehnung sich zu eigen machen. Wird es nicht vorderhand übrigens arm sein, unser Europa, werden die Entbehrungen, die es sich bereitete, es nicht gelehrt haben, das Simple und Natürliche köstlich zu finden und eine Mahlzeit aus Eiern, Schinken und Milch dankbarer zu genießen, als irgendwelche Vomitoriums-Böllerei von ehemals? Ja, denken wir es uns von Widerwillen erfüllt gegen seine negerhafte Genuß-

sucht und zivilisierte Knallprogerei von früher, denken wir es uns einfach und anmutig von Sitten und einer Kunst hingegeben, die reiner Ausdruck seines Zustandes wäre: zart, schmucklos, gütig, geistig, von höchster humaner Noblesse, formvoll, maßvoll und kraftvoll durch die Intensität ihrer Menschlichkeit...

Träume, geträumt an einem Spätsommernmorgen 1917, während die englisch-französische Offensive in Flandern tobt. Werden sie unstatthaft, unglaubwürdig wirken innerhalb einer Schrift, die freilich den Stempel ihrer kriegerischen Entstehung an der Stirne trägt und die Not und Parteinahme eines Herzens mit dialektischen Mitteln versicht, die aber im Grunde gegen die Politik und für das Menschliche kämpft? Ich fand mich nationaler, als ich gewußt hatte, daß ich sei, aber ich war niemals Politiker, niemals Nationalist. Ich war nicht stark oder nicht überheblich genug, mich den Krieg „nichts angehen“ zu lassen; erschüttert, aufgewühlt, gellend herausgefordert, warf ich mich in den Tumult und verteidigte disputierend das Meine. Aber wohler, Gott weiß es, wird mir sein, wenn meine Seele wieder, von Politik gereinigt, Leben und Menschlichkeit wird anschauen dürfen; besser, als durch dieses Buch, wird mein Wesen sich bewähren können, wenn die Völker hinter gefriedeten Grenzen in Würden und Ehren bei einander wohnen und ihre feinsten Güter tauschen: der schöne Engländer, der polierte Franzose, der menschliche Russe und der wissende Deutsche.